P. gr. C. 123 c

Ad
Mᵉ Franciscum Conradum
de Mader Episcop: Seminarii
Alumnum. 1796. d: 29 Januar:

8° PP

C: 24.

<36604801020018

<36604801020018

Bayer. Staatsbibliothek

Sammlung
auserlesener Gleichnisse
aus den
Kirchenvätern;
zum gemeinnützigen Gebrauch,
besonders der Seelsorger und Prediger
herausgegeben,
von
D. Joseph Anton Weissenbach,
Chorherrn zu Zurzach.

Mit Erlaubniß der Obern.

Augsburg,
bey Nicolaus Doll. 1788.

Td/72/253

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Er lehrte sie vieles in Gleichnissen: — — niemals aber sprach er zu ihnen ohne Gleichniß. Matth. XIII. 3. und 34.

Vorbericht.

Nie war ich gesinnet diese Gleichniss herauszugeben; weil ich dieselben nur zum eigenen Gebrauch beym Predigtamt gesammelt; und, wie sie mir aufstiessen, ohne Ordnung, und Ausarbeitung auf einzelne Blätter hingeschrieben hatte.

Eben das machte, daß ich bey vielen die Citation, weil ich sie zu meiner Absicht nicht nöthig fand, Kürze halber weggelassen. Die Arbeit war dann längst verworfen, und kam mir erst nach vielen Jahren in die Hand. Aber auch da hielt ich aufs neue damit zurück; bis endlich die Vorstellung, daß, gleichwie sie mir genü-

zet hätte, also auch andern dienlich seyn könnte, mich noch auf den Entschluß gebracht, dieselben zu durchgehen, in eine Ordnung zu stellen, und besser einzukleiden.

Wirklich reuet mich die Mühe nicht, die ich mir dazu genommen habe. Denn wegen einer Kleinigkeit, wie der Mangel der Citation ist, soll man das Publikum dieses so brauchbaren, und gemeinnützigen Artickels nicht berauben. Wie dann die abgeschliffenen Münzen, bey denen man weder Wappen mehr unterscheidet, noch Titel, und Jahrzahl lesen kann, dennoch gangbar sind, und gar nichts vom Werthe verlieren.

Ich muß nach der Aufrichtigkeit, die mir angebohren ist, bekennen, daß nicht alle im strengsten Verstand Gleichnisse sind. Ich nehme dieß Wort nicht so genau; sondern gebe ihm jene Ausdehnung, die ich sehe,

he, daß es auch von andern bekommen, die von Gleichnissen geschrieben haben. Es sind dann auch Vergleichungen, und Parabeln mit untermenget; weil sie wirklich in der Hauptsache von den eigentlichen Gleichnissen nicht unterschieden sind; die, wenn sie zuweilen mehr Witz, Schimmer, und Annehmlichkeit verrathen, doch an Nachdruck, und Gründlichkeit jenen gar viel nachgeben müssen; wie mir jeder, der diese Bogen einiger Aufmerksamkeit würdigen will, ohne Anstand, und von selbst einräumen wird.

Haben wir aber nicht schon derley Sammlungen? Ich weiß keine, als die Similia ALARDI AMSTELREDAMI, wo unter den Similibus sacris eine so große Anzahl nur aus dem Chrysostomus vorkömmt, daß sie wirklich einen Drittheil des Werkes ausmachen: und wiederum Dissimilia CHRYSOSTOMI, wel-

che Claudius Espenzaeus gesammelt hat; aber beyde machen mir Hoffnung, daß man meine Sammlung nicht für überflüssig halten, und ihr die Gerechtigkeit werde wiederfahren lassen, sie habe in manchem Betracht recht vieles zum voraus.

Ich finde noch, daß im Jahr 1717. zu Nürnberg in 8. ein deutsches Büchgen herausgekommen mit der Aufschrift: Amoenitates Patristicæ Michaelis Christophili, oder annehmliche Gleichnisse 2c. Erste Sammlung von Sebastian Jacob Jungendres. Weil ich dieses nie gesehen habe, kann ich davon keine Auskunft geben. Es ist aber kein gut Vorurtheil dafür, daß, wo es damit auf eine Folge angesehen war; und es eigentlich eine periodische Schrift werden sollte, die Sache gleich beym ersten Heft ins Stecken gerathen, und von Niemand mehr fortgesetzet worden.

Man

Man hat hier nicht nur eine Sammlung, sondern eine auserlesene Sammlung liefern wollen. Ich sage nicht, daß es bey den Vätern nicht Gleichnisse gebe, die noch schöner als diese sind. Ich selbst habe deren viele in meine noch ungedruckten Predigten gestecket; und konnte mich nicht entschliessen, dieselben heraus zu nehmen. Denn weil sich Umstände hervor thun können, die mir den Muth, oder die Schwachheit eingeben, einige derselben ans Licht zu schicken, kämen die darinn enthaltenen Gleichnisse doppelt zum Vorschein. Diejenigen, welche nun erscheinen, sind in der That nach ihrer Art alle schön: und verlieren dadurch wenig, wenn man darunter einige noch schönere vermissen sollte. Ich gieng dabey zu Werke, wie jene, so in einem grossen Garten Blumensträusse flechten. Sie haben auf das nicht Acht, daß sie gerade nur die schönsten

Blumen abbrechen. Sie könntens auch nicht; weil sich diese vor Menge kaum unterscheiden lassen, und ihrer gar zu viele Gattungen sind, welche bald den Geruch, bald das Gesicht mehr reitzen; hiemit eine genaue Wahl, welche, ungeacht des verschiedenen Geschmacks, bey Jederman den Vorzug hätte, höchst beschwerlich machten. So ists dann auch bey dieser Blumenlese; genug, daß ich von allen Gattungen, der kurzen, der weitläufigen, der einfachen, der gehäuften, der abgeschnellten (*), der ausgeführten anerbiethe. Von dem Kleide, in dem sie erscheinen, will ich nur melden, daß es weit mehr Mühe gekostet, als man sich etwa einbilden dörfte. Denn nebst andern Nebendingen, welche bey solchen Sammlungen allemal auf die Rechnung

(*) So heiße ich jene, welche den Sprüchwörtern gleichen.

nung des Uebersetzers gehen, mußte schon der beständige Wechsel der Wendungen, und des Vortrags viel Schwierigkeit machen. Man darf heute nimmer so durchgängig sicutieren, wie es die Alten machten (*). Das immerdaurende Gleichwie und Also auch hätte einigen noch gar den Magen umgekehret.

(*) Man wird mir diesen fremden Ausdruck um so eher verzeihen, weil ich wirklich vor sechs Jahren einen alten Scholaster in gothischem Druck fand, welcher, so oft er eine Gleichniß anbrachte, am Rande die Anzeige allemal mit dem Worte *Sicitudo* that; als welches bey ihm eben das, was *Simile*, oder *Similitudo* zu sagen hatte.

Ich will noch ein Wort von der Einrichtung sagen. Ohne diese wären einzelne Gleichnisse gar hart zu finden gewesen. Denn die Register sind wegen den vielen gleich bedeutenden Wörtern nicht hinlänglich, einen, der sich an diese zu binden nicht gewohnt ist, ohne Umschweife auf die verlangte Rubrike zu führen. Darum habe ich von Anfang die Hauptabtheilung, und hernach bey jedem Abschnitt alle besondere Titel, die darunter begriffen sind, hergesetzet.

Ich hatte schon aufgehört, als mir zu Sinn kam, ich müsse mich noch kürzlich gegen die verwahren, welche, weil sie nicht studiert haben, oft die beßte Gleichniß aus dem Grunde, weil sie nicht vollständig ist, verwerfen möchten. Das aber kann nicht seyn; weil man Sachen nicht von ebenderselben, sondern Sachen von verschiedener

ner Gattung miteinander vergleicht. Nun können Sachen, die schon in der Gattung verschieden sind, einander nie ganz gleich werden. Darum schreibt schon der AUTHOR Rhetoricorum ad Herennium Libro IV. num. 48. Non res tota toti rei necesse est similis sit, sed ad ipsum, ad quod conferetur, similitudinem habeat oportet. Es braucht nicht, daß eine Sache der andern im Ganzen verglichen werde; wenn sie ihr nur in dem gleicht, zu dem man sie wirklich brauchet. Ja es ist ein bekanntes Sprüchwort; Omnis simllitudo claudicat. Alle Gleichnisse, eben darum weil sie Gleichnisse sind, hinken.

Ich kann nun dieß Werkchen um so freyer empfehlen, weil es, das Kleid ausgenommen, eine fremde Arbeit ist, und fast alle Gleichnisse den Vätern zugehören.

Ich

Ich sage fast alle; denn unter jenen, bey welchen kein Namen steht, sind einige von neuerem Gepräge; die aber dadurch nichts verlieren; weil sie allemal den Mangel des Alters durch einen andern Vorzug ersetzen.

Eine Stelle

aus meinem Lateinischen Werke: de Eloquentia Patrum, die hieher gehöret; und weil sie schon vor vielen Jahren gedruckt war, dasjenige am besten bestätigen kann, was itzt in dem Vorbericht gemeldet worden.

Porro ingentem numerum Similium recenset ALARDUS AMSTELREDAMUS, cujus operis tertiam partem occupant, quæ a ſolo Chryſoſtomo ſunt petita. Editores quoque nonnulli *ad calcem operum* Similia adjecerunt; uti Baſilii, et Gregoriorum duorum; Theologi ſcilicet, magnique appellati. Denique extat *Liber Similitudinum S.* ANSELMI. CLAUDIUS ESPENCAEUS novum ſibi laborem conſcivit *Diſſimilibus* CHRYSOSTOMI colligendis. Aſt diſſimilia fere ad comparationes ſpectant; id quod cum per ſe patet, tum ex iis, quæ ab initio capitis dicebam, manifeſtum fit. Porro optandum quam maxime foret, ut quis meliori tam delectu, quam ordine eam rem aggrederetur.

retur. Mihi id jam non eſt integrum; cum enim prioribus annis Similium centurias aliquot collegiſſem: neque alium, quam privatum uſum ſpectarem, nihil dum de ſcribendo cogitans, factum ſcilicet, ut rem excerpſiſſe contentus, nec locos, nec verba ipſa annotarem. Ut ergo privatim juvat hæc collectio, ſic propter nævum illum prodire in publicum minime audet. *Libro VII. Parte I. Articulo XXV. Specimina* Similitudinis.

Inhalt dieser Sammlung.

Der I. Abschnitt.

Gleichnisse der Kirchenväter von den Lastern. Seite 1.

Der II. Abschnitt.

Gleichnisse der Kirchenväter von der Busse, und was dazu gehöret. 27.

Der III. Abschnitt.

Gleichnisse der Kirchenväter von den Versuchungen und Gefahren der Sünde. 49.

Der IV. Abschnitt.

Gleichnisse der Kirchenväter von den Tugenden. 67.

Der V. Abschnitt.

Gleichnisse der Kirchenväter von verschiedenen Mitteln zur Frömmigkeit. 87.

Der

Der VI. Abschnitt.

Gleichnisse der Kirchenväter von vermischten Gegenständen der christlichen Moral. Seite 109.

Der VII. Abschnitt.

Gleichnisse der Kirchenväter von verschiedenen Gegenständen der natürlichen Moral. 137.

Der VIII. Abschnitt.

Gleichnisse der Kirchenväter von den Ständen dieses Lebens. 173.

Der IX. Abschnitt.

Gleichnisse der Kirchenväter von Glaubenslehren. 217.

Der X. Abschnitt.

Gleichnisse der Kirchenväter von Sachen, welche die Gelehrsamkeit betreffen. 259.

Der erste Abschnitt.

Gleichnisse der Kirchenväter von den Lastern.

I. Von der Faulheit, und dem Müssiggange.
II. Von der Weichlichkeit, und dem sinnlichen Leben.
III. Von der angemaßten Unwissenheit.
IV. Von dem Undank gegen Gott.
V. Von der bösen Gewohnheit.
VI. Von der eiteln Ehre.
VII. Von dem eigenen Lobe, und Großsprechen.
VIII. Von dem Ehrgeitze.
IX. Von dem Schminken des Frauenzimmers.
X. Von der Kleiderpracht.
XI. Von unreifer Liebe bey jungen Leuten.
XII. Von dem Neide.
XIII. Von der Trunkenheit.
XIV. Von dem Zorn, und der Rachsucht.
XV. Von dem Geitze.
XVI. Von dem Diebstahle.
XVII. Von dem Wucher.
XVIII. Von der Verschwendung bey ungerechten Gut.
XIX. Von der schlechten Aufführung in der Kirche.
XX. Von dem Unwillen ab guten Ermahnungen.
XXI. Von der Schmeicheley.
XXII. Von der Aergerniß.
XXIII. Von dem vermessenen Zutrauen.
XXIV. Von dem Mistrauen auf Gott.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Von der Trägheit, und dem Müssiggange.

1. Wie steht es um einen auch besten Grund, der nimmer gebauet wird? Er artet aus: er bringt nur Unkraut, Distel, und Dörner: er trägt Früchte, die man nicht in die Scheuren sammelt, sondern fürs Feuer bestimmet. Das Gute nämlich kömmt vom Fleiß; das Böse aber, das jenem den Saft entzieht, und es ersticket, wächst allemal von selbst.

Mit dieser Gleichniß warnen uns **Chrysostomus**, **Leo**, und andere vor der Trägheit: und bemerken, unser Gemüth sey so fruchtbar als die Erde: und wenns aufhört was nützliches zu tragen, bringe es immer was schädliches hervor.

2. Eben so ists mit dem Wasser, das vom Luft nicht beweget wird, und keinen Ablauf hat. Es ist nimmer zu trinken. Es eckelt uns schon ab dem Anblick desselben. Man sieht in den umliegenden Orten nichts denn unfruchtbare Wieden, Mies, und jene garstigen, giftigen Thiere, die sich von Fåulniß nåhren. Da es selbst angesteckt ist, stecket es auch die Luft an, und hålt uns fast den Athem zurůck. Dieß Bild ist nach dem heiligen Bernard auf ein můßiges Herz wie gemachet: und tauget recht vortrefflich uns die Folgen seiner Faulheit vor Augen zu stellen.

II.

Von der Weichlichkeit, und dem sinnlichen Leben.

Wer Krieg fůhret, kann nichts thörichters thun, als wenn er dem Feinde Proviant zukommen låßt. So aber machet es der sinnliche Mensch, der seinem Fleische, dem årgsten Feinde, den er hat, alles gestattet. Er muß ihm unterliegen, sagen die heiligen Lehrer; weil ers selbst unterstůtzet, ihm Kråfte giebt, es reitzet, es wider den Geist bewaff-

net, und gleichsam in Verständniß mit ihm st.ht.

III.

Von der angemaßten Unwissenheit.

Wer die Augen schließt, oder dem Tagelichte die Fensterläden entgegenstellt, sieht freylich nichts; aber aus wessen Schuld? des Taglichts, und der Augen? Nein, sondern aus eigener; weil ers selbst so haben will. Thue er nur die Läden, oder Augen auf, so wird er sehen, spricht Euthymius.

IV.

Von dem Undank gegen Gott.

Eine Quelle, die keinen Zugang hat, od... gestopfet wird, höret auf zu fliessen, und bekömmt eine andere Richtung. So geht es bey den Undankbaren, wie der heilige Bernardus saget. Die göttliche Freygebigkeit, die an sich selbst unerschöpflich ist, so bald ihr Lauf gehemmet wird, fängt an sich zu verlieren, und dorthin zu rinnen, wo man ihr Weg verschaffet. Jenes geschieht von Natur, und Beschaffenheit der Quelle; dieses von der Ordnung des Heils, und Wirthschaft der

Gnade. Man sieht es bey einigen früher, bey andern später; nach dem Maaße ihres Undankes. Denn viele sind nimmer zufrieden, daß sie die himmlischen Gaben vernachläßigen, und schlecht anwenden; sie denken nicht einmal darauf: sie vergessen sowohl ihre Dürftigkeit, als jene wohlthätige Hand, von der sie alles haben: sie schreiben ihre Gaben nicht Gott, sondern sich, und andern zu; ja sie misbrauchen diese wider den Wohlthäter selbst zu lauter Lastern. Und das zwingt Gott seine Hand abzuziehen, und den Gang seiner Gnade anderswohin zu richten, wo ihr nichts in Weg geleget, und ihr stäter Zufluß nicht gehemmet wird.

V.

Von der bösen Gewohnheit. (*)

Man entschuldiget sich beym Fluchen, und Schwören mit der Gewohnheit: und saget, man könne nicht anders; man habe sich durch beständige Wiederholungen eine Fertigkeit erworben, die sich nimmer heben lasse.

Es

(*) Hier ist ein Muster einer weitläuftigen Gleichniß, die, sonderbar in der Moral, vollständig, und ausgeführt ist. Wir werden aber auch unten noch einige dieser Gattung finden.

Es ist wahr, daß die Gewohnheit den freyen Willen schwächet; daß sie die Sünde leichter, und geschwinder begehen machet; aber leider! aus unsrer eigenen Schuld. Sehet es in einer Gleichniß des heiligen **Chrysostomus**.

Ein abgeführter Dieb wird mit einem, der das erstemal gestohlen hat, zum Strick verdammet. Wenn sich dieser nun beygehen ließ, sich beym Richter zu entschuldigen, und die Einwendung zu machen, er hätte sich von Jugend an aufs Stehlen verleget: es sey bey ihm nicht nur zum Handwerk, sondern zur Natur geworden. Wenn er Geld sehe, sey ihm fast unmöglich die Hände inzuhalten. Er bitte dann, man möchte darauf Rücksicht nehmen, ihm milder begegnen, und nicht die gleiche Strafe mit jenem anthun, den man auf dem ersten Diebstahl betretten hätte.

Eben so ists mit einer Ehebrecherinn, die neben einer andern, die sich das erstemal vergangen hat, soll gestrafet werden, und darum behauptet, weil sie schon viele Jahre sich der Geilheit überlassen, weil sie dieß Leben gewohnt, und ausser Stand sey, ihrem Manne

ne getreu zu bleiben, müsse man mit ihr nicht so streng verfahren.

Oder setzet noch einen Todtschläger, der, da man ihn nach einem Zweykampf eingefangen, seinen Degen vorleget: und hoch betheurt, der sey seit vielen Jahren mit Blut gefärbet: er habe schon zwölfe auf die Haut geleget: er könne sich im Zorn nicht so halten; wie sein Mitschuldiger, der das erstemal Blut vergossen. Was würdet ihr aber dabey denken; ja, was würde der Richter dazu sagen? das läßt sich leicht errathen. Er würde sie Unsinnige heissen. Er würde ihnen zur Antwort geben: Also je gottloser, und verruchter ihr seyd, desto mehr soll man euch nachsehen? weil euch durch beständige Uebung die Bosheit wie angebohren ist: weil ihr eure Freyheit selbst geschwächet, soll ich glauben, ihr hättet euch durch wiederholte Laster gleichsam ein Privilegium ersündiget: und ihr seyd besser denn jene zu halten, die nur ein einzigesmal der Macht einer Versuchung unterlegen sind, und sich zum ersten Verbrechen haben hinreissen lassen? Wie? stund euch nicht frey böses anzugewöhnen:

nen: und habt ihr euch nicht selbst in einen Stand gesetzet, in dem ihr nach eurem Vorgeben gleichsam von Natur sündigen müsset? Was diesen ein menschlicher Richter antwortete, das wird jenen, welcher sich das Fluchen, und Schwören zur Gewohnheit machet, der göttliche antworten. Wenn er dann gegen diese Gewohnheit nicht streitet, und sich für seine Besserung keinen Gewalt mehr anthut, o so brauche er doch diesen Vorwand nimmer. Denn das heißt nicht sich entschuldigen, sondern anklagen: und den Herrn, den man ohnehin genug beleidiget, noch mehr aufbringen.

VI.

Von der eiteln Ehre.

1. Das Ephen umschließt den Baum: und wenn es überhand nimmt, tröcknet es ihm die Wurzeln aus. So hat es die eitle Ehre; sie wächst neben den Tugenden: und läßt man sie zunehmen, wird sie nicht nachgeben, bis sie ihren Saft an sich gezogen, und sie ausdorren gemachet. Der heilige Nilus.

2. Wie betrübt ist nicht zu sehen, wenn ein Kämpfer, nachdem er recht tapfer gefochten hat, und den Feind wirklich übern Haufen wirft, von diesem eben durch seinen Fall noch schwer verwundet wird, und um alle Früchten seines Sieges kömmt! Noch betrübter ist, schreibt **Gregorius** der Grosse, wenn ein Christ, der ein Laster besieget hat, darüber sich erhebt, und so der Hochmuth unterliegt.

VII.

Von dem eigenen Lobe, und Großsprechen.

Wenn du einen Menschen sähest, der eine größere Zunge, als Hand hätte, für was würdest du ihn halten? für ein Ebenteur, nicht wahr? So ists auch ebenteuerlich, wenn man ein Großsprecher wird; und was dem Werk abgeht, mit dem Maul ersetzen will.

VIII.

Von dem Ehrgeitze.

Ich weiß nicht, ob sich jemals ein Mensch unterfangen hat nach dem Steuerruder zu greifen, ehe er ein Seitenruder geführet hat.

hat. Wenns aber einer thäte, wehe ihm, und allen, die er zu führen hat! Ich wollte mit ihm nicht fahren. Ein Sinnbild sowohl jener, die nach Würden trachten, denen sie nicht gewachsen sind: als auch der andern, die das Unglück haben unter ihnen zu stehen, nachdem sie bereits dazu gelanget sind.

IX.

Von dem Schminken des Frauenzimmers.

Mehrere Väter machen die Anmerkung, daß die Güter, und Schätze, die einer weder geerbet, noch auf andere gerechte Weise erworben hat, nicht seine Güter, nicht seine Schätze können genennet werden: und sollte er dumm genug seyn sich dieser zu rühmen, und deßwegen über andere aufzulassen, würde er allen Vernünftigen zum Gespött dienen müssen. Auf dieses wenden sie sich zum Frauenzimmer, und sagen: merket es doch einmal ihr Töchter, wenn ihr euch geschminket habet: und euch darüber eine Eitelkeit zustößt! diese Gestalt ist nicht euer: und wir, die wir vernünftig denken, erkennen keine andere Schönheit, als jene, die

euch selbst gehöret, die euch die Natur gegeben hat, die euer Eigenthum ist.

X.

Von der Kleiderpracht.

Wenn ich itzt sehe, wie oft ein Stutzer mehr geputzt ist, als selbst die Frauenzimmer, bey denen er sich aufhält, kömmt mir allemal zu Sinn, was der heilige **Gregorius von Nazianz** in einem seiner Gedichte vom Pfauen anmerket: und ich meyne, ich sehe dieses Thier wirklich vor mir. Wenn es den Hals drehet, wenn es mit seinen Federn einen Kreis gestaltet, wenn es ihren Schimmer zur Schaue trägt, auf was ists angesehen? Er locket seine Weiber: und, da die Stimme die Füße, und übrigen Glieder nichts reitzendes haben, nimmt er die Farben zu Hilf, und suchet sie mit der Kleidung einzunehmen.

XI.

Von unreifer Liebe bey jungen Leuten.

Unreife Liebe bey jungen Leuten ist wie alle unreife Früchten. Sie beschweren mehr, als sie sättigen: sie bringen einen Eckel, sie ver-

verursachen Schmerzen, sie endigen sich mit schweren Krankheiten.

XII.
Von dem Neide.

Gleichwie der Rost das Eisen frißt, aus dem er entstanden, so schadet der Neid vorzüglich dem Neider. Und das ist das einzige Gute, was er unter so vielen Uebeln an sich hat, schreibt der heilige **Basilius**.

XIII.
Von der Trunkenheit.

1. Der Wallfisch füllet sich immer an, und leeret sich durch Speuen wieder aus. So machet es der Trunkenbold. Ich finde den einzigen Unterschied, daß sich jener mit Wasser, dieser mit Wein: jener nach seiner Natur, dieser wider dieselbe voll säuft.

2. Wenn dir ein Arzt sagte, es sey Gift in jenem Becher, würdest du auch davon trinken? Gott saget dir, du werdest durch die Weinkanne angestecket, und zur Unzucht, zu Händeln, zum Fluchen, zum Stehlen verleitet; und dennoch willst du sie nicht stehen

lassen?

lassen? Welches Gift ist dann ärger; jenes das den Leib, oder dieses das die Seele tödtet?

XIV.

Von dem Zorne, und der Rachsucht.

1. Wenn ein Hund von einem Stein getroffen wird, läßt er jenen, der geworfen hat, gehen, und wüthet wider den Stein. Das ist unser Betragen, schreibt der heilige **Dorotheus**, wenn wir uns rächen wollen. Wir gehen nur auf den Werkzeug, nur auf den Feind, durch den uns was leids geschah. An Gott, der uns durch ihn strafen, oder prüfen wollte, denken wir nicht. Und ein Hund zwar thut das, weil er ein Hund ist, und es nicht besser versteht; wir thun es, nachdem wir tausendmal gehöret haben, alle Widerwärtigkeiten, und alles uns angethane Unrecht komme von der Hand des Höchsten; auf die wir immer zurück sehen, und von der wirs alleine annehmen müssen.

2. Die Imme, wenn sie sich rächet, schadet sich weit mehr als jenem, an dem sie sich rächen will. Diesem, spricht der heilige **Basilius**, verursachet sie durch Zurücklassung

des Angels einigen Schmerzen; aber sich bringt sie ums Leben. (*) Machen es die Rachsüchtigen anders, da sie aus Begierde wem zu schaden eine Todsünde begehen?

XV.

Von dem Geitze.

1. Die Geitzigen sind nicht Herren, sondern Bewahrer ihres Reichthums. Da sie ihr Geld verschliessen; da sie weder den Armen, noch Freunden, noch Verwandten, noch Kindern davon geben; ja, sich selbst nichts gönnen, verwachen sie dieselben: und anstatt diese zu besitzen, werden sie im Gegentheil von ihnen besessen.

2. Diejenigen welche zu den Erz- und Goldgruben verdammt sind, haben keinen Nutzen, sondern vielmehr lauter Schaden von ihren Arbeiten. Sie müssen alles für andere thun, und sterben insgemein vor lauter Ungemache. Die Geitzigen verdammen sich selbst zum Goldgraben, das sie nie geniessen. Ja, sie sind noch unglücklicher denn

die

(*) Vitamque in vulnere ponit.

die Bergleute; denn bey diesen machet der Tod ihrem Elend ein End; aber jenen den Anfang zu noch größern Uebeln; weil die Hölle darauf folget. Eine so wichtige, als sinnreiche Vergleichung, die wir dem heiligen **Chrysostomus** zu verdanken haben.

3. Wenn einer sein Geld dorthin steckte, von wannen ers nimmer kann zurücknehmen, würden ihn alle für einen Thoren ausschreyen: und die Geitzhälse, die es in Kisten vergraben: und weder durch Almosen, noch milde Vermächtnisse dorthin voranschicken, wo es ihnen am meisten nützete, wollen für klug, und vorsichtig gelten! Nein, spricht der heilige **Bernardus**; sie sind größere Narren, als der vorige; weil sie das Geld nicht nur ohne Nutzen, sondern auch zum Schaden, und zum ewigen Schaden bewahren. Es hat aber schon der **Prediger** am 5. **Kap.** 12. **V.** geklaget: **Es ist noch ein sehr schweres Uebel, das ich unter der Sonne gesehen; den Reichthum, der seinem Herrn zum Schaden bewahret wird.** (*)

XVI.

(*) Est & alia infirmitas pessima, quam vidi sub sole: divitiæ conservatæ in malum domini sui.

XVI.

Von dem Diebstahle.

1. Die Aelster stihlt alles, besonders was glänzt: und verbirgt das gestohlene, wo sie kann; obschon es sie im geringsten nichts nützet. Genug daß sie stehlen kann. Welch ein schönes Bild von einem Ungerechten, der nur aus Geitz ein solcher ist!

2. Betrachtet doch die Mausfalle, rufet der heilige **Augustinus**. Die solle euch witzig machen, die ihr gerne auf fremdes Gut ausgehet! Die Maus will stehlen, und schlieft in die Falle. Weil sie die Beute hält, wird sie selbst gehalten. Das gleiche geschieht bey allen Diebereyen. Du willst was zwacken? Was findest du doch dabey; und was verlierest du? Ueberlege es zuvor. Du bekömmst Geld; und verlierst die Gnade. O welch ein Gewinn, der die Seele kostet! Du nimmst fremdes Gut: und so bald du dieß hast, hast du dich selbst, ich meyne deine Seele, und ihr Leben nimmer. Kann bey diesem Schaden ein Nutzen seyn?

XVII.

Von dem Wucher.

Der heilige Gregorius von Nyssa, der heftig wider den Wucher eifert, hat unter andern schönen Gedanken auch diesen, um die Leute davon abzuhalten. Er spricht: Wer Geld erhält um es mit Wucher wieder zurückzugeben, bekömmt damit das Unterpfand seines gänzlichen Verderbens, und trägt unter dem Schein einer Wohlthat sein Unglück nach Haus. Denn gleichwie jener, der einem mit dem Fieber behaften, da er eben vom heftigsten Durst gequälet wird, einen verbothenen Trunk reichet, demselben auf eine kurze Zeit Linderung verschaffet; aber darauf die Krankheit zehnmal ärger machet; so vermehret auch der Wucherer die Armuth desjenigen, dem er auf erhöchte Zinse Geld leiht. O welch ein Arzt, der, unter dem Schein zu helfen, die Krankheit dessen, der sich ihm anvertraut, mißbrauchet, und ihm Gift anstatt der Arzney reichet! Wie wird doch der arme Mann zweymal so viel bezahlen, da er das einfache zu bezahlen außer Stand gewesen?

XVIII.

Von der Verschwendung bey ungerechten Gut.

Oft sind jene die ärgstem Verschwender, welche am meisten fremdes Gut gesammelt. Wie kann doch dieses seyn? Ich will dirs in einer Gleichniß zeigen. Es giebt Schleussen, Rächen, und Gätter im Wasser, die zwar das Wasser nicht aufhalten; aber doch den Fischen den Ausgang versperren. So machen es diese; ihr eigenes schütten sie aus; und das fremde behalten sie zurück.

XIX.

Von der schlechten Aufführung in der Kirche.

Was würde man von einem denken, der selbst in der Apothek, in die er kam gesund zu werden, Gift hineintränke? das, und noch mehr muß man von einem Christen denken, der in der Kirche sündiget, sagen mehrere heilige Lehrer.

XX.

Von dem Unwillen ab guten Ermahnungen.

Es giebt viele Kranke, die in der Wuth so gar ihren Arzt anpacken, und über die zörnen, die ihre Wunden heilen. Anstatt dann, daß sie selbst genesen, verwunden sie andere, sie halten alle ab, die ihnen zu Hilf eilen, und machen, daß sie zu letzt von Jedermann verlassen sind: und ihnen Niemand mehr helfen kann.

Es giebt aber ohne Vergleich mehrere, die ihren geistlichen Aerzten noch übler begegnen; und dadurch auch andere von sich entfernen, die sie noch retten, und dem ewigen Tode entreissen könnten. Ist das nicht eine Unsinnigkeit? und dennoch ist es nicht die größte, welche sie begehen. Die größte Unsinnigkeit ist diese, daß sie sich bey allem diesen Betragen für gescheid, und ihre beßten, ja einzigen Freunde für Narren halten.

XXI.

Von der Schmeicheley.

Die Schmeichler und die Hunde haben vieles mit einander gemein. Aber nach der Meynung des heiligen **Gregorius** besteht ihre größte Aehnlichkeit in der Zunge. Denn mit dieser lecken die Hunde die Geschwüre; die Schmeichler aber die Sünden. Ich sage die Sünden, welche die scheußlichsten, und gefährlichsten Geschwüre sind. Aber auch dieses darf ich nicht umgehen: die Zungen der Hunde sind heilsam, und ein wahres Pflaster; sie säubern die Wunde, sie leiten die Schärfe, und den Eiter ab, und hindern die Fäulung. Hingegen sind die Zungen der Schmeichler giftig, sie verbergen die Gefahr, entzünden die schadhaften Theile, und sind oft die einzige Ursache, daß das Uebel ganz unheilbar, und verzweifelt wird.

XXII.

Von der Aergerniß.

Einer, der den andern vorsätzlich ums Leben bringt, wird nach allen Gesetzen zum Tod verdammet; wer aber mehrere getödtet, findet gar kein Erbärmniß. Man muß den nicht schonen, der Niemand andern geschonet, und seine

Hände mit so viel Blut besudelt hat. Der soll nicht leben, der andere nicht leben ließ. Er wird dann von Jedermann nicht nur zum Tod, sondern zum Rad, und zur Marter gefodert. Und jenen, die durch Aergernisse unzählige Seelen verführen, und nicht nur in zeitlichen sondern in ewigen Tod liefern, soll itzt alles durchgehen: die sollen nimmer gestrafet werden! Aber Geduld, es wird sie ein anderer bestrafen, und desto schrecklicher bestrafen, wie gelinder man sich gegen sie bezeiget. Ja, ja, er, der oberste Richter, der Richter der Lebendigen, und Todten wird sie ohne Barmherzigkeit seiner Rache opfern, und nicht nur sie, sondern auch alle, durch deren Nachsicht sie ungestraft bleiben, und immer mehr Unheil anrichten. (*) Sie können beyde dem ewigen Tod nicht entgehen. **O welch eine schreckliche Sache**, rufet der heilige Thomas von Villanova, **daß einer wegen dir in der Hölle brinnt! Ich wollte lieber hundert Menschen umgebracht, als nur einen einzigen in dieses ewige Feuer gestürzet haben**, wenn die Größe der

(*) Denn so lange man noch seine persönlichen Beleidigungen strafet, kann man bey Beleidigungen Gottes keine Duldung vorwenden.

der Schuld nur nach dem zugefügten Schaden, und nicht nach der Bosheit des Willens soll abgewogen werden. Wenn das Blut Abels so zu Gott wider den mörderischen Bruder schrie, wie viel läuter wird das Blut eines Verdammten wider den Verführer um Rache schreyen? O wie klagen, o wie schreyen, o wie fluchen, und verwünschen diese vor Gottes Gerechtigkeit diejenigen, welche die Ursache ihres so großen Uebels, und Elends sind: und ihnen einen Anstoß in Weg geleget, durch den sie in einen solchen Abgrund gestürzet wurden! Concione 2. in festo S. Michaelis.

XXIII.

Von dem vermessenen Zutrauen.

1. Giebt es auch einen Menschen, der mit Fleiß seine Gesundheit zu Grunde richtet, damit er hernach wieder hergestellet: oder, der sich selbst eine tödtliche Wunde schlägt, damit sie darauf geheilet werde? Nein, es giebt keinen. Aber wohl tausende, wohl unzählige giebts, die darum sündigen, weil sie es beichten, und wieder abbüssen können.

2. Die Maus frißt sich oft so voll an, daß sie nimmer in ihr Loch kann schliefen. Eben so gehts manchem Sünder, der die Bürde seiner Laster immer häufet, und sich Hoffnung machet, er werde dorten, wo er so viele male durchgekommen, auch in Zukunft, dem Untergang entgehen.

3. Nach immerwährenden Sünden verläßt man sich auf Gottes Barmherzigkeit. Es heißt, wie der heilige **Chrysostomus** spricht, es sind schon viele noch zu Gnaden gekommen. Dummeres könntest du nichts sagen. So trink dann auch Gift, oder schneide dir die Gurgel ab; denn es sind schon viele durch ein Wunder dem Tode wieder entrissen worden! du willst nicht, und haltest dieß für Unsinn? aber ums Himmelswillen, das ist ja noch unsinniger; weil mehr Todte wieder zum Leben, als solche Vermessene wieder zur Gnade gelanget sind.

XXIV.

Vom Mistrauen auf Gott.

1. Ein Blättchen Papier vermag, daß ein Mensch sich vollkommen auf den andern verläßt, und ihm alles anvertraut. Er zweifelt nimmer

mer, daß er ihm Wort halten, und ihn bezahlen werde. Recht so, saget der heilige **Petrus Chrysologus**; ich will jenem seinen Kredit nicht nehmen; aber warum machet mans nicht eben so mit Gott? Dieser hat ganze Bücher mit seinen Verheissungen angefüllet, (*) wo er uns für alles gut steht; und wir wollen uns nie auf ihn verlassen, wir glauben nie sicher genug zu seyn, daß er uns das geben werde, was er uns so feyerlich versprochen hat!

2. O Elend, setzet sein Zeitgenoß **Salvianus** hinzu, o Elend, o Verkehrung! ein Mensch glaubet dem andern; aber Gott wird nicht getrauet. Die menschlichen Versicherungen machen Hoffnung, den göttlichen wird sie versaget. Alles in der Welt gründet sich auf Vertrauen; so gar das Leben erhält sich einzig durch die Hoffnung. Darum säen wir aus, damit wir wieder vielfach einschneiden: darum bauen wir mit größter Mühe die Weinreben, weil wir uns mit der Weinlese trösten; darum leeren die Kaufleute beym Handel ihre Geld-

(*) Er versteht die heilige Schrift.

kisten aus, weil sie hoffen dieselben beym Verkauf wieder anzufüllen: darum überlassen die Reisenden ihr Leben den Winden, und Wellen, weil sie glauben, dadurch zum erwünschten Port zu gelangen. Selbst die öffentlichen Verträge, und Friedensschlüsse gründen sich einzig auf Treu, und Glauben. So gar die Mörder, und Diebe halten einander Wort, und zählen aufs selbe. Kurz, alles in der Welt läuft auf Vertrauen hinaus; gegen Gott allein ist man mistrauisch: und da dieser die Elemente, und die ganze Natur so eingerichtet hat, daß man sich darauf verlassen kann, wird ihm allein von den meisten nimmer getrauet. Nur der findet keinen Glauben mehr, der Ursache ist, daß sonst alles Glauben findet. Libro 2. ad Ecclesiam Catholicam, ad finem.

Der zweyte Abschnitt.

Gleichnisse der Kirchenväter von der Buße, und was dazu gehöret.

I. Die Buße ist das erste, zu dem ein Sünder sich bequemen muß.

II. Von dem unkräftigen Willen zur Buße.

III. Man darf sie nicht verschieben.

IV. Wahre Reue bringt viel Trost, und Nutzen.

V. Von der verstellten Reue.

VI. Zeichen eines kräftigen Vorsatzes.

VII. Pflichten desjenigen, dessen Buße nicht gültig war.

VIII. Ein Beichtvater hat Freude, wenn ihm ein großer Sünder beichtet.

IX. Von der Geschämigkeit, und den verschwiegenen Sünden.

X. Man muß für die Sünden genug thun.

XI. Man ist bey wahrer Buße fürs vergangene sicher; aber nicht fürs künftige.

XII. Man muß wider die gebüßten Sünden Gegenmittel brauchen;

XIII. Und zwar jene, welche die kräftigsten sind.

XIV. Man muß nicht alle Laster zugleich, sondern eines nach dem andern bestreiten.

XV. Man muß es nie beym Willen, nie bey blossen Vorsätzen bewenden lassen, sondern Hand anlegen.

XVI. Ein eifriger Büßer ist besser denn ein lauer Gerechter.

XVII. Von dem Rückfalle.

XVIII. Man hat sich auch vor läßlichen Sünden in Acht zu nehmen; sonderbar wenn sie zu oft, und zu frech begangen werden.

I.

Die Buße ist das erste, zu dem ein Sünder sich bequemen muß.

Der heilige Basilius spricht: Man muß zu erst die Gefässe waschen, und säubern, bevor man was köstliches, oder heilsames darein gießt. So ists auch in andern Sachen. Man muß zuerst das Unkraut ausreuten, bevor man Korn aussäet. Man muß zu erst den Leib von schädlichen Säften reinigen, bevor man andere Arzneyen brauchet. Man muß zuvor den Pfeil aus der Wunde ziehen, bevor man Pflaster aufleget, und die Wunde zuheilet. Geschieht das nicht, ist alle Mühe vergeblich. Die Anwendung auf die Buße läßt sich um so leichter machen, weil man die Nothwendigkeit derselben einsieht: und die Unschuld immer seltener wird. Der

ist

ist unter uns der beßte, der am wenigsten gesündiget hat.

II.

Von dem unkräftigen Willen zur Buße.

Diesen hat der heilige Augustinus mit folgender Gleichniß ins Licht gesetzet. Er schreibt: Mancher, der erwachet ist, entschließt sich aufzustehen, und die Federn zu verlassen. Weil aber der Entschluß zu schwach, und die Bande, mit welchen ihn der Schlaf gefangen hält, zu stark sind, wird nichts daraus. Der Reitz zum liegen bleiben wird ihm allemal Meister, und wirft ihn so gar, wenn er anfängt sich aufzurichten, ins Bett zurück. Sehet das Schicksal der meisten Sünder, die bey ihren bösen Gewohnheiten von der Stimme des Gewissens aufgeweckt werden; allein wegen der Macht, welche jene über ihr träges, und sinnliches Herz haben, in vorigen Schlummer verfallen. Bey allem dem Vorhaben einer baldigen Buße bleiben sie Sünder; weil ihr Willen ein unkräftiger Willen ist, der den Neigungen nachgiebt, und sich zu wenig Gewalt anthut.

III.

III.

Man darf sie nicht verschieben.

1. Könntest du dich entschliessen in einem baufälligen Häuse zu schlafen, von dem du keine Stunde versichert wärest, daß es nicht zusammen falle? Wie kannst du dann bey einem gebrechlichen Körper, der so vielen Unfällen ausgesetzt ist, ganze Wochen, ganze Monate, ganze Jahre in einem Stande fortleben, in dem Niemand zu sterben getrauet?

2. So lange die Wunden noch warm sind, sind sie leicht zu heilen. Ganz anders verhält es sich, wenn man sie erkalten, Eiter ziehen, und faulen läßt. Eine baldige Buße ist eine leichte; eine verschobene, und lang hinausgezogene Buße ist eine beschwerliche, eine unsichere, eine öfter vergebliche, und zu späte Buße.

3. Ein Reisender kömmt zuweilen zu einem Bächlein, oder Graben, über den er setzen soll. Es fällt ihm schwer sich Gewalt anzuthun, und einen kühnen Sprung zu wagen. Er geht dann, in der Hoffnung einen

Steeg,

Steeg, oder ein Brückchen anzutreffen, weiter, und noch weiter, bis das Bächlein, oder der Graben so breit ist, daß sie ihm Sorge machen: und da er zuvor nicht wollte, nun ohne zehnmal größere Mühe, und Gefahr nicht einmal mehr kann darübersetzen.

IV.

Wahre Reue bringt viel Trost, und Nutzen.

Auf einen starken Regen, spricht Chrysostomus, wird die Luft gereiniget, und bringt angenehmes, fruchtbares, gesundes Wetter; eben so geschiehts nach den Thränen, die eine wahre Buß erpresset hat. Das ganze Gemüth wird erheitert, alle Nebel, und Finsternisse werden zertheilet, der Mensch wird wie umgeschaffen, und erhält ein neues, nicht nur trost- sondern auch verdienstvolles Leben, das um so angenehmer seyn muß, je eingewohnter es ist: und je trauriger, je schmerzlicher ihm das vorige gefallen war.

V.

Von der verstellten Reue.

1. Der Kaufmann, der dem Schiffbruch entgegen sieht, wirft seine Waaren ins Meer; und der Sünder entladet sich bey einer schweren Krankheit, oder andern Gefahr seiner Sünden. Allein gleichwie es jener aus lauter Zwang thut, so thut es auch dieser wider allen Willen. Ist der Sturm vorüber, bedaurt der Kaufmann seinen Verlurst: und sobald sich die Krankheit leget, wiederrufet der Sünder seine Buße.

2. Eben so faßlich ist die Gleichniß, welche der heilige **Augustin** von der Reue des Wolfs herholet. Er saget in einer seiner Predigten: Gott sieht auf den Willen, nicht auf das Werk. Es kömmt der Wolf zum Schafstall, er suchet einzudringen, zu würgen, und aufzufressen. Allein er trifft die Heerde nicht in der Lage an, die ihm dienlich ist. Denn die Hirten wachen, die Hunde bellen. Er muß dann von seinem Vorhaben abstehen, und aus der Noth eine Tugend machen. Nein, er stihlt nicht, er bringt nicht um; er bereuet sogar, daß er hergekommen. Da aber sein Vor-

haben geändert ist, ist er selbst wer er immer war. Er kam als Wolf, und gieng zurück als Wolf, darum daß er kein Schaf entführet hat, ist er nicht selbst in ein Schaf verwandelt. Er kam mit Grisgramen, und geht zurück mit Zittern. Wie er aber ein Wolf war, da er grisgramte, so bleibt er ein Wolf, da er zittert.

VI.

Zeichen eines kräftigen Vorsatzes.

Wenn ein eingeschlagener Nagel erst nach einer längern Zeit anfängt zu wanken, ists ein Zeichen, er sey fest eingeschlagen worden. Wankt er aber, sobald man was daran hänget, o da hats gewiß an dem Hammer gefehlet. Deine Vorsätze mein Christ! wanken so frühe, weil sie nicht kräftig waren, und weil du schon gewohnet bist keinen Ernst dabey zu brauchen.

VII.

Pflichten desjenigen, dessen Buße nicht gültig war.

Wenn du am Rock einen einzigen Knopf unrecht eingethan, werden alle verwirret: keiner kömmt an sein Ort. Und was ist als=

alsdann zu thun? daß du mit jenem, bey dem du gefehlet hast, hinauf, oder hinunter fährst? Nein: du mußt von dort an, wo das Loch verfehlet worden, alle Knöpfe aufreissen, und aufs neue einziehen. Anders wird der Verwirrung nicht abgeholfen. Was du sonst anfängst, kann den Fehler nur ändern, nicht verbessern, nicht aufheben.

Wenn einer ungültig gebeichtet, oder communicieret hat; muß er von dieser ungültigen, und gottesräuberischen Handlung an, nach welcher ihm keine der folgenden Sünden mehr nachgelassen worden, alle Beichten insbesondere so wiederholen, als wären sie niemals abgelegt worden. Anders kömmt sein Gewissen nicht in die Ordnung. Der Fehler einer einzigen Büße zieht den Mangel aller folgenden nach sich.

VIII.
Ein Beichtvater hat Freude, wenn ihm ein großer Sünder beichtet.

Was ist dem Jäger lieber, wenn ihm ein Häschen, oder ein großer wilder Eber aufstößt? Was ist dem Fischer lieber, wenn nur ein kleines Fischlein ins Netz eingeht, oder

ein schwerer Salm an den gelegten Fallstricken hangen bleibt? So ists beym Beichtvater; je größer der Sünder, und je wichtiger die Bekehrung, desto empfindlicher wird seine Freude

IX.

Von der Geschämigkeit, und den verschwiegenen Sünden.

1. Tertullian, und nach ihm andere Kirchenväter, vergleichen die Geschämigkeit im Beichten mit jener eines Kranken, der dem Wundarzte die Geschwüre an den geheimen Theilen des Leibs verhehlet: und so aus eigner Schuld einen schmerzlichen Tod nehmen muß. Die Gleichniß ist treffend; nur in diesem hat sie, wie alle andere, einen Mangel, daß der Tod jenes Unglücklichen nur zeitlich, des andern aber, der seine Sünden verbirgt, ewig ist.

2. Wer Gift genommen hat, ist hin, wenn ers nimmer durch Brechmittel von sich wirft. Darum besinnet sich keiner, dem dieß etwa aus eignem Versehen, oder durch Bosheit anderer begegnet ist. Er eilet so viel er kann, sich dessen zu entladen, und seinem Todtfeind,

feind, den er im innersten fühlet, und mit sich herumträgt, je früher je lieber vom Herzen zu schaffen. Wie ist dann möglich, daß jene, die selbst aus freyem Willen, und mit vollem Bedacht weit ärgeres Gift geschlungen, dasselbe so lange bey sich behalten, und vermehren, bis es sie fast bersten machet, und ihnen nicht mehr zu helfen ist.

3. Die Zurückhaltung einer Sünde ist viel beschwerlicher, als die Beicht selbst. O wie quält sie den verschwiegenen Sünder! Nicht anders, spricht **Gregorius** der Große, als der Eiter, der noch eingeschlossen ist, und keinen Ausbruch nehmen kann. Sey es, daß der Schnitt einen Schmerzen verursache, so kann er doch mit jenem anhaltenden, und langwierigen, der niemals aussetzet, und immer zunimmt, in keinen Vergleich kommen. Er dauert einen Augenblick; und sobald die faule Materie eine Oefnung hat, hat er ein End.

4. Was nützet es dich, schreibt der heilige **Bonaventura**, wenn du in deinem Schiffe einige Löcher, durch welche das Wasser, und

mit ihm der Tod hineindringt, zuschoppest, aber ein anderes weit grösseres offen lässest? Was nützet es dich, wenn du dem Arzt einen Umstand der Krankheit bekennest, aber die anderen noch gefährlicheren verschweigst? Das soll dir zeigen, wie unsinnig du handelst, wenn du in der Beicht ein, oder auch mehrere Laster entdeckest, aber ein anderes, welches eben so schwer, oder schwerer ist, verborgen hältst.

X.
Man muß für die Sünden genugthun.

Das wäre schlecht gedacht, wenn ein Schuldner glaubete, es sey mit dem geholfen, wenn er keine neue Schulden machete. Die alten wären mit dem nicht getilget. Er muß dann bezahlen, so gut, und so bald ihm möglich ist. Unsere Sünden sind Schulden; und wenn wir diese bekennet haben, müssen wir mit dem nicht zufrieden seyn, wenn wir keine neue begehen; wir müssen auch die vorigen tilgen, und dem Herrn, bey dem wir sie gemachet haben, Genugthuung dafür schaffen. Sonst ist unsere Buße unvollkommen, und bedarf einer an-

dern

dern neuen Buße. Eine sehr gute Gleichniß, die vom heiligen **Gregorius** dem Grossen ist.

XI.

Man ist bey wahrer Buße fürs Vergangene sicher, aber nicht fürs Künftige.

1. Ein reissender Bach, der sich selbst durch die Aecker, und Wiesen einen Weg durchgebrochen hat, wenn man ihn ableitet, rinnet er zwar durch dieses sein neues Bett; aber unter lauter Brummen, und einem beständigen Entgegenwirken. Man darf ihm niemals trauen; man muß ihm öfter Dämme setzen; und sobald er wieder anläuft, kann er auch diese einreissen. Das ist ein Einfall des heiligen **Laurentius Justinianus**; der dadurch den Büssern zu verstehen giebt, daß bey ihnen auch nach der Buße noch immer ein Hang nach den angewöhnten Lastern bleibt: und daß sich diese überall bey ihrem Besitze zu erhalten, und ihren vorigen Gang zu nehmen suchen.

2. Unsre Sünden, und böse Neigungen, spricht **Gregorius von Nyssa**, sind Schlangen; wenn wir sie auch durch die Buße erleget haben, sind sie darum nicht so um alles

Leben gebracht, daß sie sich nimmer rühren können. Nein, sie behalten noch immer eine gewisse Bewegung, sie geben noch Zeichen einiges Lebens: und so können sie noch immer schaden; wenn man nicht behutsam ist, und sich ihnen zu sehr zu nähern getrauet.

XII.

Man muß wider die gebüßten Sünden Gegenmittel brauchen.

Wäre es hinlänglich, fraget der heilige Chrysostomus, wenn ein Soldat, der einen Pfeil im Leib hat, denselben herauszöge? Mit Nichten. Er muß sich noch verbinden, er muß sich Pflaster auflegen lassen. Mit diesem will der heilige Lehrer dem Volke erklären, daß es die Buße nie bey der Beichte allein solle bewenden lassen, sondern noch jene Mittel vorkehren, die tauglich sind, sie auch ferner gegen die Sünde zu verwahren.

XIII.

Und zwar jene, welche die kräftigsten sind.

Ein Reisender fraget nicht nach dem angenehmern, sondern geraden Wege, der ihn an sein Ort hinführt. Der Schiffhauptmann

mann wünschet sich eben nicht sanfte, und gelinde, sondern günstige, und bequemmliche Winde. Ein Kranker begehret keine süsse, sondern ihm angemessene, und wirksame Arzneyen. Und so, schliessen die heilige Lehrer, muß auch einer der Buße thut, und nimmer fallen will, nicht auf leichte, nicht auf gelinde, sondern kräftige, und bewährte Mittel Bedacht nehmen.

XIV.

Man muß nicht alle Laster zugleich, sondern eines nach dem andern bestreiten.

Was machest du, wenn du ein Büschlein Holz brechen sollest? fassest du es ganz zusammen? Nein; so liesse es sich unmöglich brechen. Du nimmst dann einen Bengel nach dem andern; denn einzeln lassen sie sich ohne Mühe biegen, und gehen gar leicht in Trümmer. Deine Laster stehen in Verbindung, sie hangen gleichsam aneinander, und helfen zusammen. Zugleich werden nicht alle nachgeben; darum mußt du sie durch besondere Erforschungen, und Vorsätze, durch wiederholte Gebethe, und widrige Handlungen einzeln zu bemeistern suchen.

XV.

Man muß es nie beym Willen, nie bey blossen Vorsätzen bewenden lassen, sondern Hand anlegen.

Gute Vorsätze, und heilige Begierden müssen allemal dem Werke vorangehen. Sie bereiten das Gemüth, und ertheilen ihm jene Entschlossenheit, welche nöthig ist etwas mit Munterkeit zu unternehmen, und mit Standhaftigkeit auszuführen. Die in Eisen arbeiten, können mit diesem harten Körper nie zu recht kommen, es sey dann, daß sie ihn glüen machen. So bald er aber glüet, dörfen sie nimmer saumen. Sie müssen Hand anlegen, und ihm, weil er noch warm ist, mit Zangen und Hämmern jene Gestalt eindrücken, die er behalten soll. Ist er kalt, kommen sie damit nimmer weiter; sie müssen die Arbeit unterbrechen und alles angefangene liegen lassen. Eine Gleichniß, deren sich jene erinnern sollen, welche die Besserung ihres Lebens gern zu Stande brächten; aber sich der Umstände nicht bedienen, und die beßten Anlässe aus der Hand lassen, wo sie ihre guten Vorsätze, und heilige Begierden ins Werk setzen könnten.

XVI.

Ein eifriger Büsser ist besser denn ein lauer Gerechter.

Wer gefällt dir besser, ein Soldat, der zwar nie geschlagen worden, und nie flüchtig gegangen: aber auch keinen Feldzug gethan, bey keinem Treffen gestanden, sondern nur die Gränzen bewahret, Wache gehalten, in der Festung gelegen; oder jener, der zwar die Flucht ergriffen; aber darauf, um die Scharte auszuwetzen, desto muthiger über den Feind hergefallen, und ihn zu weichen gezwungen hat. Der erste stellet dir einen lauen Gerechten, der zweyte einen eifrigen Büsser dar.

XVII.

Von dem Rückfalle.

1. Wunden, die aufs neue schwürig werden, können nur langsam, nur hart, vielleicht auch nimmer geheilet werden. Und das ist eben der Fall bey allen Sünden, die nach der Buße wiederholet werden, schreibt **Tertullianus**, und sein Jünger der heilige **Cyprianus**.

2. Bey vielen, die jüngsthin Buße thaten, geht zum Rückfalle nichts ab, als eine Gele-

genheit.

genheit. In dieser werden sie sich gewiß aufs neue vergehen. Sie sind wie eine Kerze, die man eben ausgelöscht hat, und die eben darum im Augenblick wieder Feuer fängt: oder wie Kohlen, welche, wenn sie schon nicht mehr brinnen, dennoch unter der Asche legen, und sogleich bey jeder Bewegung der Luft wieder zu glüen anfangen. Der Athem des Teufels ist wie der Athem jenes Thiers beym Job; er zündet alle Kohlen aufs neue an. Halitus ejus prunas ardere facit. (*)

3. Kein Rückfall ist ärger, und gefährlicher, als der gleich auf die Buße erfolget. Er zeiget nur gar zu klar, wie gedankenlos, wie lau, und gleichgültig man beym Beichten war. Wäre uns bey der Sache Ernst gewesen, würden wir wenigst nicht so schnell das wieder gethan haben, was wir vielleicht denselben Tag bereuet, verabscheuet, und über alle Uebel der Welt zu fliehen uns vorgenommen hatten. Solche machen es nicht anders, denn die Beamten, und Officiere, die zum Beichtstuhl kommen. Sie ziehen den Degen aus,

(*) Job 41. Kap. 12. V.

aus, mit dem sie umgürtet sind; und stellen ihn zur Seite; aber kaum sind sie zum Beichtstuhl hinaus, so greifen sie wieder darnach, und legen ihn aufs neue an. Glaubt wohl einer, der ihnen zusieht, daß ihnen dabey Ernst gewesen: und daß sie das Gewehr in der Meynung weg geleget, daß sie es nimmer zurücknehmen wollen? Niemand, als etwa derjenige, der zum erstenmal zugegen war, und nicht weis, was Ceremoniele sind. Aber auch bey diesen, die sogleich ihren bösen Willen zurücknehmen, wird Niemand glauben, daß sie anders die Sünden abgeleget, als sie zu wiederholen. Es ist eine Art von Abwechselung zwischen Beichten, und Sündigen; Sündigen und Beichten. Sie unterbrechen die Sünde nur; sie stehen nicht davon ab. Interrumpunt peccata, non rumpunt, wie ein gewisser Lehrer recht nachdrücklich angemerkt hat.

XVIII.

Man hat sich auch vor läßlichen Sünden in Acht zu nehmen; sonderbar wenn sie zu oft, und zu frech begangen werden.

1. Nicht nur einige, sondern viele, ja die meisten heiligen Väter warnen uns vor den läßlichen Sünden; wenn sie mit Bedacht, und gar oft wiederholet werden. Sie sagen uns, die größten Uebel hätten alle von den geringsten ihren Anfang genommen. Ein kleines Fünkchen Feuer habe die größten Brünste erreget. Der unterste Boden im Schiffe, in den das Wasser nur tropfenweise hineindringt, wenn man ihn nicht fleißig wieder ausschöpft, versinke dasselbe, und thue eben die Wirkung, welche die Fluten, und die Stürme thun. Eine kleine Oefnung in den Ringmauern habe den Feind hereingelassen, und die Stadt zur Uebergabe gezwungen. Die Vorbothen und ersten Angriffe einer Krankheit, die man nicht geachtet hat, wären Ursach gewesen, daß man nimmer helfen konnte. Man hätte diese Nachlässigkeit mit dem Leben bezahlen müssen. Eine Wunde, die man lange verabsäumet, weil sie eine geringe Wunde war, habe sich

nach

nach und nach vergrößert, und zuletzt so überhand genommen, daß sie auf keine Weise zu heilen gewesen. Das alles geschehe nicht darum weil es Kleinigkeiten, und geringe Anfänge sind, sondern weil man sie als Kleinigkeiten, und geringe Anfänge nimmer zu achten gewohnet ist. Wer also die Ursache nicht fürchtet, der fürchte wenigst die Folgen: und wer keine Rücksicht auf einzelne Fälle nimmt, bedenke doch die Anzahl aller zusammen. Er wird erschrecken, wenn er nur die Summe kleiner Sünden, die er in einer Woche begangen, berechnet. Darum hat besonders der heilige **Chrysostomus** seinen Zuhörern öfters eingeschärft, sie hätten sich seines Gedunkens noch mehr vor kleinen, als vor großen Sünden in Acht zu nehmen. Denn diese, eben darum weil sie groß, und tödtlich wären, erregeten von selbst einen Abscheu, und eine Sorgfalt; da diese uns schon durch ihren Namen saumselig, und unachtsam machten.

Und sage man nicht, man verlasse sich dabey auf die Gnade; denn solche sind ihr ungetreu: sie verdienen sie nicht: und es ist ihnen, wie wiederum einige Väter sagen, nütz-

lich, daß sie Gott in ein offenbares Laster fallen läßt, ab dem sie einmal erwachen, in sich gehen, und gewitziget werden.

2. Viele können sich nicht entschliessen läßliche Sünden öfter zu beichten. Aber ich bitte sie mir zu sagen, ob es sie leichter ankomme die schweren zu beichten? Man begeht sie ja immer aufs neue, wie sie vorgeben. Man begeht sie immer aufs neue, das ist wahr; aber eben darum weil man sie immer aufs neue begeht, muß man sie immer aufs neue beichten. Man wäscht ja auch die Hände, und das Angesicht immer: und eben darum wäscht man sie immer, weil man sie immer besudelt: und man ohne dieß Mittel zulezt so aussähe, daß man sich vor ehrbaren Leuten kaum dörfte blicken lassen.

Der
dritte Abschnitt.

Gleichnisse
der
Kirchenväter
von den
Versuchungen und Gefahren
der Sünde.

I. Die Versuchungen sind nicht nur nützlich, sondern auch nothwendig.

II. Die Versuchungen sind bey Frommen heftiger, denn bey andern.

III. Von den Anlässen, Zugängen, und ersten Schritten einer Versuchung.

IV. Man muß sich nicht nur vor einer, oder der andern Sünde hüten.

V. Von unsern Leidenschaften, deren sich der Versucher bedient.

VI. Von dem Ueberfluß, und der Sättigung.

VII. Von den Zerstreuungen des Gemüthes.

VIII. Von den bösen Gelegenheiten.

IX. Von den bösen Gedanken wider die Keuschheit, wider den Glauben, wider Gott selbst.

X. Von fürwitzigen, und geilen Anblicken. Wiederum von der kahlen Entschuldigung des Frauenzimmers, welches dazu Anlaß giebt.

XI. Von Berührung des andern Geschlechts, wenn sie auch nicht unehrbar ist.

XII. Von den Scrupeln, oder ungegründeten Gewissensängsten.

XIII. Von der Ruhe, und dem Stande derjenigen, so um keine Versuchung wissen.

XIV. Die Versuchungen, die unmittelbar vom Teufel kommen, sind nicht jene, vor denen wir uns am meisten zu fürchten haben.

I.

Die Versuchungen sind nicht nur nützlich, sondern auch nothwendig.

Der heilige Nilus spricht nach seiner gewöhnlichen, und recht nachdrucksamen Kürze: **Die Pflanzen werden stark durch die Winde; und ein gut Gemüth kömmt zu Kräften durch Versuchungen.**

II.

Die Versuchungen sind bey Frommen heftiger, denn bey andern.

Die Seeräuber stellen den beladenen Schiffen, und die Diebe den Häusern der Reichen nach. So lauret auch der Teufel auf tugendhafte Seelen, die sich viele Verdienste gesammelt haben.

III.

Von den Anlässen, Zugängen, und ersten Schritten einer Versuchung.

1. Der Teufel ist vorderst bedacht, daß seine Künste und Ränke nicht bemerket werden. Er machet es wie der Löw, und andere Raubthiere; die, wenn sie auf eine Beute ausgehen, ihre Tritte, und Spuren mit dem Schweife verwirren, oder gar mit Sand, und Schnee zudecken. So werden sie minder in Acht genommen; und, weil man nicht auf guter Hut ist, kann man ihren Nachstellungen kaum entwischen.

2. Die böse Lust wird von der Schrift eine Schlange genennt, spricht der heilige **Gregorius von Nyssa**. Die Schlange aber kann sich dehnen, drehen, und zusammenziehen, wie sie will. Sie ist über das so schlüpferig, daß, wo sie mit dem Kopfe durchkömmt, der übrige Leib gleichsam von selbst nachfolget. So machen es alle böse Triebe, die etwas reizendes haben. Sie suchen eine Oefnung, oder bohren sich selbsten eine. Sie suchen mit dem Kopf einzudringen: und haben sie das, so

haben

haben sie alles. Allein so leicht die Begierlichkeit einen Zugang findet, desto härter ist sie heraus zu bringen. Erinnere dich wieder nur der Schlange: geh ihr nach, da sie wirklich durch ein Loch einschlieft: ergreif sie beym Schweif, der noch daraussen ist, und zieh sie zurück. Du kannst nicht, wenn du auch Gewalt brauchest. Denn was dem Thiere geholfen hat, daß es leicht hineinkam, ist nun dir im Wege. Die Schuppen, die sich beym Eingang legeten, sperren sich im Ausgang, und wirken dem Gewalt entgegen, mit dem man das Thier fasset, und wieder zurück zu ziehen bemühet ist. Was ist dann zu thun? Man muß Bedacht darauf nehmen, daß man der Versuchung keinen Zugang gestatte: und, wenn sie den gefunden hat, sie gleich beym Kopf, das ist beym Anfang packen, den zerknirsche, und also des listigen Feindes ledig werde.

Dieser so schönen, als praktischen Gleichniß hat sich auch der heilige **Hieronymus** bedient.

IV.

Man muß sich nicht nur vor einer, oder der andern Sünde hüten.

1. Eben der heilige Gregorius von Nyssa machet eine nicht minder sinnreiche Gleichniß auch über diesen Gegenstand. Er saget: wer einem Laster, das ihm zugesetzet, Meister geworden, daneben aber einem anderen unterliegt, handelt gerade wie ein Sklav, der sich von einem Herrn losgemachet; und, anstatt die Freyheit zu brauchen, sich gleich darauf einem andern übergiebt. Wie dieser dennoch ein Sklav bleibt, ob er dem, oder dem andern diene, so bleibt auch jener ein Sünder, ob er sich von der, oder der andern Sünde beherrschen läßt.

2. Der heilige Lehrer ist mit dieser so feinen, so deutlichen Erklärung nicht zufrieden. Er nimmt noch die Zuflucht zu einer andern, welche wiederum in einer Gleichniß besteht. Er schicket dann zum voraus, es sey ein gewisser Zusammenhang zwischen den Lastern, und bösen Begierden. Er betrachtet sie alle zusammen, wie eine lange Kette, die aus vielen, und verschiedenen Ringen besteht. Gleichwie nun

nun an einer Kette, weil ihre Theile verbunden, und ineinander gehänget sind, der erste Ring nie kann angezogen werden, daß nicht zugleich alle übrige Ringe sich rühren, und in Bewegung kommen; so ists auch mit den Neigungen unsers Gemüths, die gleichsam ein Ganzes ausmachen, und bey aller ihrer Verschiedenheit mit einander so enge, und stark verknüpfet sind, daß, so bald uns eine bemeistert hat, die übrigen beym nächsten Anlaß theil daran nehmen: und mit ihr Gemeinschaft machen. Du hast dich der verbothenen Liebe überlassen; von andern Lastern bist du frey; eben darum thust du dir was zu gut; weil du glaubest, du ersetzest in den übrigen Gebothen jene Uebertretungen, deren du dich im sechsten schuldig machst. Sey es dann, daß du wirklich in den übrigen unschuldig bist; wie lange wirst es bleiben? Gewiß nicht länger, als es die verbothene Liebe duldet. Wird diese auf was immer für eine Weise in ihrem ruhigen Besitze gestöret: fodert sie noch was, das verbothen ist; kannst du ihr nichts versagen. Sie weiß alle ihre Foderungen gelten zu machen: und du wirst dich selbst verwundern, wie du in kurzer Zeit nicht nur ein

Unzüchtiger, sondern auch ein Ungerechter, ein Neidiger, ein Ehrgeiziger, ein Rachgieriger, ein Ruchloser geworden. Diese einzige Leidenschaft hat den frommen **David**, und den weisen **Salomon**, welche beede nach dem Herzen Gottes waren, in kurzer Zeit ganz entstellet: und den einten zu einem Verräther, zu einem Undankbaren, und Todtschläger, den andern zu einem Gecken, und Götzendiener gemachet.

V.

Von unsern Leidenschaften, deren sich der Versucher bedienet.

1. In einem trüben Wasser kann Niemand seine wahre Gestalt sehen; und so lange wir in einer Verwirrung, und Leidenschaft sind, wird uns immer an Erkenntniß unser selbst gebrechen.

2. Gleichwie einem, der durch ein gelbes Glas sieht, alles gelb vorkömmt; so betrachtet jener, der von einem Vorurtheile, von einer Neigung eingenommen ist, gewisse Gegenstände nicht nach ihrer natürlichen Beschaffenheit, sondern nach den Vorspieglungen, welche ihm sein befangenes Gemüth davon machet. Wer

in

in Versuchung geräth, muß das wohl bedenken; sonst steht er in größter Gefahr sich selbst zu täuschen, und dem Teufel sein ganzes Unternehmen befördern zu helfen.

VI.

Von dem Ueberfluß, und der Sättigung.

Wie der Nebel die Stralen der Sonne verbirgt, spricht der heilige **Nilus**, so verfinstert der Dampf der Speisen das Licht des Verstands; der davon umnebelt das Gute vom Schlimmen, das Wahre vom Falschen, das Sichere vom Verwägenen nie recht unterscheiden kann.

VII.

Von Zerstreuung des Gemüths.

Wer viele Gegenstände zugleich ansieht, kann keinen recht unterscheiden, oder beobachten; und wer auf allerley Geschäfte bedacht ist, zertheilet die Aufmerksamkeit so sehr, daß sie keinem, welches von Wichtigkeit ist, oder viel Nachsinnen brauchet, mehr gewachsen ist. Pluribus intentus minor est ad singula sensus.

VIII.

Von den bösen Gelegenheiten.

1. Ist es nicht unsinnig, fraget der heilige Chrysostomus, wenn einer, der auf der Ebene gehen kann, neben einem Abgrund gehen will, bey welchem, wenn er auch nicht fällt, doch immer in Gefahr, und Sorgen steht? darauf fährt er fort, und saget: Wenn aber das unsinnig ist, muß nicht noch unsinniger seyn, wenn du in Sicherheit bleiben kannst, und dich dennoch in naher Gelegenheit zur Sünde aufhältst?

2. Wer sich vor bösen Gelegenheiten in Acht nimmt, sollte er noch so schwächlich seyn, wird selten in eine Sünde fallen. Was ist gebrechlicher als ein Glas, fraget Augustinus? Wenn mans aber wohl bewahret, wenn mans einschließt, und Sorge dazu hat, kann es nicht nur Jahre, sondern Jahrhunderte lang ganz bleiben.

3. Das schlimmste bey bösen Gelegenheiten ist, daß man aus diesen einen Saamen zu vielen andern, und neuen Versuchungen mit sich wegträgt; welcher nicht nur nach dem

Falle, sondern auch nach der Buße bleibt: und vielleicht eben dort keimet, wo wirs am wenigsten vermuthen. Eine Wahrheit, die man selten beherziget: und die von großer Wichtigkeit ist. Ein kirchischer Schriftsteller giebt das mit einer Gleichniß, die man nicht vergessen soll. Er saget: Es ist wer von einer Natter, vor welcher er sich nicht in Acht nahm, und deren er gespottet hatte, gebissen worden. Man kam ihm noch zu Hülf: und er hatte das Glück dieselbe zu tretten; bevor sie ihm die letzte unheilbare Wunde versetzen konnte. Er ist der Bestie noch entronnen; sie aber liegt da, sie rühret sich nimmer, sie ist in eben dem Zeitpunkt, wo sie im Begriff war aufs neue zu beissen, zerknirschet worden. Wie stehts aber mit den Wunden? Auch diese sind geheilet; zwar nicht vollkommen; doch so, daß keine nahe Gefahr mehr zu befürchten ist. Ist aber mit dem geholfen? Nein für wahr. Eine Schlange, wenn sie schon die Zähne zurückzieht, läßt doch allemal Gift im Biß: und das kann dem noch lange zu schaffen geben; es kann neue Folgen haben, denen er mit besonderer Sorgfalt, und großer Behutsamkeit bevorkommen muß.

IX.

IX.

Von bösen Gedanken wider die Keuschheit, wider den Glauben, wider Gott selbst.

Wenn glüende Kohlen auf uns fallen, können wir diese anfangs nicht nur ohne Wunden, sondern auch ohne Schmerzen von uns wegschütteln. Wenn wir aber verweilen, werden wir ungezweifelt davon gebrannt. Böse Gedanken, spricht der heilige Augustin, sind wie glüende Kohlen. Wir dörfen uns dabey nicht verweilen. Wir müssen sie, so bald wir sie merken, aus dem Sinne schlagen. So werden sie uns nichts schaden. Hangen wir aber denselben nach, halten wir uns darinn auf, so ist kaum möglich, daß wir uns nicht eher, oder später vergehen, und noch gar im Werke versündigen.

X.

Von vorwitzigen, und geilen Anblicken.

1. Wird ein Thier auf der Jagd von einem Pfeil getroffen, und ist die Wunde tödtlich; obschon es den Händen der Jäger ent-

entwischet, wird es dennoch daran sterben. So gehts bey einer Seele, die durch vorwitzige, und geile Anblicke verwundet worden. Sie ist noch nicht gefallen: sie kann sich noch davon machen; allein, weil der Eindruck; und die Begierlichkeit in ihr blieb; und sie den Werkzeug ihres Tods überall mit sich trägt, wird sie dennoch ums Leben der Gnade kommen. Diese Gleichniß ist vom heiligen **Ephraem**; von dem sie auch, wie andere Stellen, der heilige **Chrysostomus** geborget hat.

2. Noch eines auf das Frauenzimmer, das seine Blösse mit dem entschuldiget, es führe sich darum nicht minder ehrbar, und züchtig auf, wenn sich schon welche daran vergafften. Der heilige **Johannes Chrysostomus**, da er über die Jungfrauen herfährt, die sich im Umgang zu viel Freyheiten herausnehmen, und dabey mit eben der Entschuldigung kommen, saget zu ihnen: Ihr seyd nicht nur nicht unschuldig, sondern noch schuldiger als jene, die sich von euch verführen lassen. Oder wen hasset, und strafet man mehr, jene die Gift trinken, oder jene, die es mischen, und darreichen? Diese setzen ja den Becher auch nicht

selb-

selbsten an, wie ihr selbst keine bösen Begierden fasset. Was nützet sie aber das? Im Gegentheil verdammet es sie nur desto mehr. Nun schliesset weiter auf euch ihr Unbesonnenen! Ihr thut das Gleiche; nur daß ihr ärgeres Gift, und auf eine noch boshaftere Art zubereitet. Die Vergifter lassen sich insgemein aus Noth, aus Verwirrung, und Rachsucht wegen angethanen Unbilden dazu verleiten; ihr aber thuts aus lauter Eitelkeit, aus lauter Ruhmsucht, und Begierd für schön, und artig zu gelten. Das allein bringt euch auf den verdammlichen Entschluß, mit fremden Seelen euer Spiel zu treiben, und euer Vergnügen im Untergang so vieler Schwachen zu setzen, die dadurch nicht zeitlich, sondern ewig verloren gehen. Ueberleget doch diesen Schritt; oder wenn ihr doch wollet Mörderinnen bleiben, so sprechet euch doch nimmer von Sünden frey: und stehet von den kahlen Entschuldigungen ab; die euer Vergehen nur größer, und eure Strafe nur schrecklicher machen.

XI.

XI.

Von Berührung des andern Geschlechts; wenn sie auch nicht unehrbar ist.

Wenn Stroh von Stroh berühret wird, entsteht kein Feuer. Obschon ein jeder Halm brennbar ist, zündet keiner den andern an. Wenn aber das Stroh, damit ich so rede, das Feuer nur riecht, lodert alles auch ohne Wind, und Blasbalg in helle Flammen auf. Diese Gleichniß brauchen die Heiligen, um uns zu zeigen, wie sehr man sich vor Berührung des andern Geschlechts zu hüten hat: und wie jene, so sich Freyheiten herausnehmen, die noch nicht wider die Ehrbarkeit laufen, dennoch den blöden Menschen dahin bringen, wo er des Versuchers nimmer nöthig hat. Die mindeste Vereinigung beyder Geschlechter kömmt viel weiter, als dessen Kunstgriffe. Sie enthält den höchsten Grad sowohl des Reitzes als der Reitzbarkeit; sie bringt das Fleisch ganz auf, überrascht die Sinne, betäubt den Verstand, befängt den Willen, und macht die Begierlichkeit wie Feuer aufbrinnen. Nein, wer sein Heil liebet, kann sich vor dieser elektrischen Kraft, wo man zugleich

gleich reitzet, und gereitzet wird, nie genug in Acht nehmen.

XII.

Von den Scrupeln und ungegründeten Gewissensängsten.

Eine gewöhnliche Kriegslist, daß man ein falsches Gericht ins feindliche Lager bringet, um die Krieger zu verwirren; und sie darauf in dieser Bestürzung, und schlimmen Lage, wo sie am wenigsten gefasset sind, überfallen zu können. Durch diese glückliche Wendung haben einige Lehrer die schlimmen Folgen erkläret, die allemal aus der Verwirrung angsthafter Seelen entstehen können, wenn sie nur auf Scrupel bedacht, von ihrer Wachsamkeit nachlassen, und dem Feind Gelegenheit verschaffen, ihnen indessen auf eine andere Art beyzukommen.

XIII.

Von der Ruhe, und dem Stande derjenigen, so um keine Versuchungen wissen.

Es giebt zuweilen auf dem Meere eine Stille, wo gar kein Wind geht, und das Wasser ohne alle Bewegung ist. Man hält sie für kein gutes Zeichen, spricht Augustinus. Denn entweder bedeutet sie Sturm; oder, wenn sie anhält, richtet sie selbst mehr Schaden an, denn die Ungewitter. In diesem Bild sehen wir den Zustand jener Leute, die nimmer versuchet werden, oder nimmer merken, was Versuchung ist. Ja gewiß, da wird man am ärgsten, am gefährlichsten versuchet, wenn man ohne alle Versuchung ist. Wer den Leidenschaften ohnehin alles gestattet, wer dem Versucher bevorkömmt, und selbst dessen Stelle vertritt, weiß freylich um keine andere Versuchung.

XIV.

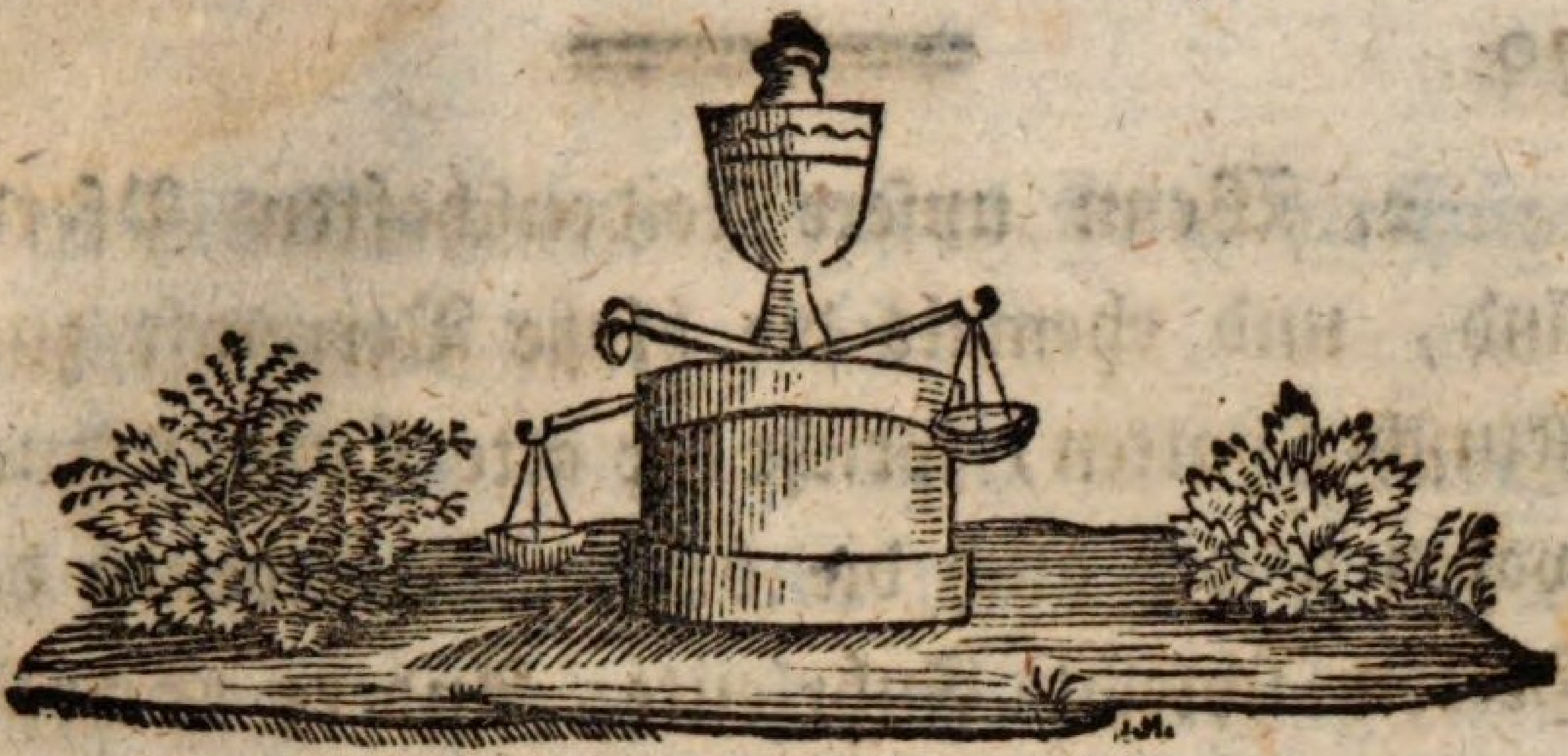
Die Versuchungen, die unmittelbar vom Teufel kommen, sind nicht jene, vor denen wir uns am meisten zu fürchten haben.

Der Teufel liegt an Ketten, wie ein Hund: und kann keinen beissen, der nicht vermessen genug ist sich ihm zu nähern. Sehet doch, ruft der heilige **Cäsarius von Arles**, wie thöricht jener ist, der von einem angeschlossenen Hunde gebissen wird! Geh nur du nicht selbst durch jene Gelegenheiten, und Reitzungen, die lauter Zugänge zum Teufel sind, zum selbigen hin! er wird nie zu dir kommen. Er kann nur bellen, er kann nur schmeicheln; beissen kann er Niemanden, als der selbst will gebissen seyn. Denn er schadet uns nicht durch Zwang, sondern durch Eingebung, und Anrathen; er darf keinen Gewalt brauchen, und, anstatt was abzudringen, muß ers nur abschmeicheln.

Der
vierte Abschnitt.

Gleichnisse
der
Kirchenväter
von den
Tugenden.

I. Von den Tugenden, die ausser der wahren Religion, oder ohne gute Absicht geübet werden.
II. Von dem Joche, und der Bürde Jesu Christi.
III. Von der Demuth, als dem Anfange aller Tugend, und Vollkommenheit.
IV. Von der Abtödtung.
V. Von der reinen Absicht, und guten Meynung bey unsern Handlungen.
VI. Von der mitleidigen Liebe gegen den Nächsten.
VII. Von dem Allmosen, und Betragen gegen die Armen.
VIII. Von der Sanftmuth.
IX. Von der Ergebenheit in göttlichen Willen.
X. Von den Vortheilen der Liebe Gottes.
XI. Von dem Eifer für die Ehre Gottes.
XII. Von der Beharrlichkeit im Guten.



I.

Von den Tugenden, die ausser der wahren Religion, oder ohne gute Absicht geübet werden.

1. Der heilige Augustinus nennet sie durch einen recht glücklichen Ausdruck **grosse Schritte; aber ausser dem Weege** (*). Diese Schritte nützen nichts. Im Gegentheil schaden sie öfter. Denn je stärker wer außer dem Weege darauf geht, desto weiter geht er irr, und weichet von dem Orte ab, an dem er anlangen soll. Darum setzt dieser Lehrer noch anderswo hinzu, **ein Krummer auf dem Weege komme weiter, als einer mit Postpferden ausser dem Weege.**

(*) Sunt magni passus, sed extra viam.

2. Wenn unsere Leidenschaften Pferde sind, und ehemals die bloße Vernunft zum Kutscher hatten, spricht der alte **Laktantius**, waren gewiß auch die beßten Weltweisen der Heiden schlechte Fuhrleute. Andere Schriftsteller, welche Tugend und Laster lange nicht so gut kannten, und ihre Eigenschaften, Gründe, Folgen schlecht auseinander setzten, sind durch die Beyhülfe der Offenbarung viel weiter gekommen: und niemals auf Irrwege, oder Sturzfälle gerathen. Ein Fuhrmann muß nämlich nicht nur seine Pferde, sondern auch den Weeg kennen.; sonst wird er bey aller Erfahrenheit, und dem beßten Fuhrwerke nur desto geschwinder auffahren, umwerfen, oder gar in Abgrund stürzen.

II.

Von dem Joche, und der Bürde Jesu Christi.

Diejenigen, die ein holdseliges Kind, volle Garben, einen gefundenen Schatz, eine Summe gewonnenes Geld heimtragen, empfinden nicht nur keinen Last, und keine Mühe, sondern im Gegentheil fühlen sie ein

so grosses Vergnügen, daß es sie an die Bürde nicht einmal denken läßt.

Das ist die Beschaffenheit jenes Joches, und jener Bürde, die uns der Heiland tragen heißt, und die er uns in seinem Evangelium auferleget.

III.

Von der Demuth, als dem Anfange aller Tugend, und Vollkommenheit.

1. Die wahre Ehre ist nichts niedriges; sie ist erhaben; aber die Demuth ist die Leiter, auf der man zu ihr hinaufsteigt. Heb den Fuß nicht zu hoch auf! wage keinen Sprung! denn auf die Art suchest du eher zu fallen, als hinauf zu kommen. Fang von unten an, und so steigst du wirklich in die Höhe. Der heilige Augustinus.

2. Eben dieser sinnreiche Lehrer saget: Je größer ein Unternehmen ist, desto tiefer muß die Demuth des Unternehmers seyn. Willst du groß werden, sind dessen schöne Worte, so fange vom kleinsten an. Wer ein recht hoch Gebäude veranstaltet, der denkt vorderst auf ein recht tiefes Fundament: und

je größer die Last der Mauren, je prächtiger, und majestätischer seine Wohnung seyn soll, desto fester und tiefer müssen die Grundsteine liegen, auf denen dieselbe zu ruhen kömmt.

3. So ist es auch mit einem Baume, wie er wiederum saget. Je tiefer seine Wurzeln sind, und je weiter diese um sich greifen, desto höher, desto stärker, desto fruchtbarer, und schattenreicher wird der Baum. Im Gegentheil wenn ein Baum nicht eingreift, wenn er keine rechte Wurzeln schlägt, wird er nicht zunehmen, er wird keine Dauer halten. Ein jeder Sturm wird ihn zu Boden werfen.

4. Der heilige **Nilus**, und **Dorotheus**, machen auch diese Anmerkung; daß die Bäume, je mehr sie Früchten tragen, desto mehr sich gegen der Erde neigen. Der Ueberfluß, und die Völle selbst drücken sie darnieder; da indessen ein leerer Ast, der nichts als Blätter trägt, gerade und aufrecht in die Höhe steigt. So aber, setzen sie hinzu, ists auch bey uns. Je tugendhafter und heiliger eine Person, desto demüthiger, und verächtlicher wird sie vor ihren Augen. Eben die Menge, eben die Größe jener Tugenden, mit denen

sie begabet worden, beuget sie zur Erde, aus der sie aufgestanden.

5. Die Demuth kann niemals schaden, sie mag noch so groß seyn; aber der mindeste Stolz kann uns in der Tugend hinderlich fallen. Der heilige **Bernardus** giebt das in einer sehr populären Gleichniß also zu verstehen. Er saget: wenn man zu einer engen Thüre hinein will, kann man sich ohne Gefahr so tief bücken, als man will; aber nie kann man sich ohne Gefahr erheben; weil man dadurch anstossen, und den Kopf verletzen dörfte. So ists auch bey der engen Porte des Himmels. Man mag sich erniedrigen, und biegen so viel man will, stößt man nirgends an; aber so bald man sich auflääßt, so bald man hoch gehen will, kann man anrennen, und sich selbst Schaden zufügen.

IV.

Von der Abtödtung.

Es giebt viele, die sich zuweilen abtödten; aber nur wenige, die es standhaft, und ohne Aussetzen thun. Und eben das ist gefehlet, schreibt der heilige **Bernardus**.

Denn die Mängel und Laster wachsen mit den Tugenden; und so giebts immer was auszureuten, abzuschneiden, und zu ertödten. Denn glaubet mir, fährt er fort, auch jenes was man beschnitt, schießt wieder hervor, und treibt neue Schößlein. Es ist dann nicht genug, daß man nur einmal darüber geht; man muß öfter Hand anlegen, das Messer nie ganz weglegen; und das, was gute Früchte bringen soll, von jenen wilden Reisern ganz säubern, die ihm den Saft entziehen, und es oft in der Blühte ersticken. Es braucht nur nachsuchen; am finden solls niemals fehlen.

V.

Von der reinen Absicht, und guten Meynung bey unsern Handlungen.

Man mag noch so viele **Nullen** schreiben, haben sie alle im geringsten nichts zu sagen. Sie bedeuten so wenig, als wenn man gar nichts aufgezeichnet hätte. Im Gegentheil so bald man eine wirkliche Zahl, einen einzigen **Einser** zu diesen Nullen setzet, werden sie alle voll, und geltend. So ists mit der guten Meynung. Unsere gleichgültigen,

tigen, oder auch tugendhaften Werke, so lange sie von dieser nicht beseelet sind, gelten bey Gott so viel als nichts. Sie sind nicht verdienstlich: und so sehr sie auch gehäufet würden, könnten sie zu unserm Heil, und jenem ewigen Lohne so wenig beytragen, als wenn alle wären unterlassen worden. Setze aber nur die reine Absicht dazu, verrichte sie aus einer übernatürlichen Meynung, so bringen sie alle ihren Verdienst: man trägt sie alle in das Buch des Lebens ein, und sie werden einst ihre besondere, und ewige Belohnung im Himmel erhalten.

VI.

Von der mitleidigen Liebe gegen den Nächsten.

Wenn sich etwa der Fuß einen Dorn ins Fleisch gezogen, welch ein Eifer zeiget sich am ganzen Leib: und allen seinen Gliedern! Das Haupt und der Rücken werden gebogen, die Augen angestrengt, der Arm gestrecket, um gemeinschaftlich daran zu seyn, daß man nicht nur an den Ort komme, von welchem der Schmerz herrühret, sondern auch die Ur-

sache hebe, und den Dorn ohne Wunde, oder neuen Schmerzen herausbringen möge. Das, spricht Augustinus, liegt in der Natur, es ist ein angebohrner, ein nothwendiger Trieb, daß die einzelnen Theile das Ganze zu erhalten suchen, und was einem mangelt, durch die übrigen ersetzet werde. Wie nun unsere Glieder, die gewiß verschieden sind, zusammengehören, und einen einzigen Leib ausmachen; so machen die Glieder eines Staats, einer Kirche, einer Gemeinde, einer Familie, ja was rede ich so? die Glieder des Menschengeschlechts überhaupt nur einen Körper aus; dessen Heil, und Wohlfahrt in der guten Bestellung eines jeden insbesondere so besteht, daß nicht nur dieser, sondern ein jeder besonderer Mensch an dem Glück, oder Unglück des andern Antheil zu nehmen hat. Wo das geschieht, ist Liebe, Ordnung, und alles Gute, was mit diesen verbunden ist; wo das abgeht, ist nichts denn Zwietracht, und Verwirrung mit ihren unglücklichen Folgen zu gewarten.

VII.

Von dem Allmosen.

1. Wer besinnet sich seinen Speicher zum Aussäen auszuleeren? Niemand, er mag noch so geitzig seyn. Ja je geitziger er ist, desto lieber verliert er was geringes, um einen desto größern Gewinn zu machen. Und dennoch was ist für ein Vergleich zwischen dem Gewinne, den das Aussäen, und dem Gewinne, den das Allmosen bringt? Dort ärndten wir irdisches, hier himmlisches; dort zergängliches, hier ewiges ein.

2. Das ist alles recht, heißt es, aber ich habe bisher noch keinen Wucher beym Allmosen gesehen. Er wird immer weiter hinaus gezogen, und wer weiß, ob mir was anderes denn leere Hoffnung bleibt? Der heilige Chrysostomus, da er eben diesem Einwurf bevorkömmt, ist mit dem nicht zufrieden, daß er behauptet, du werdest oft unvermerkt, wo du am wenigsten daran denkest, fürs Allmosen belohnet; sondern er nimmt auch an, daß du bisher keinen Lohn für deine Liebeswerke bekommen habest; setzet aber hinzu: das solle

dich

dich vielmehr dazu antreiben, als davon abhalten. Denn jene die Geld ausleihen, und Wucher damit treiben, geben es jenen am allerliebsten, die Zinsen, und Kapitale lange zurückhalten; denn je weiter sich die Bezahlung hinauszieht, desto größer ist ihr Vortheil, desto häufiger ihr Gewinn. Wir borgen Gott durch Allmosen; giebt er uns keinen Zins dafür, so wächst er desto mehr, und schwellet auf. Ja sollten wir, so lange wir leben, keinen Vortheil daraus ziehen, wird jener desto größer seyn, der im Himmel auf uns wartet; der mit dem Geliehenen kein Verhältniß hat; der nicht nur unsere Hoffnung, sondern auch unsere geitzigen Begierden übersteigt; und von keinem Maaß, von keinem Ende, von keinem Eckel, von keiner Unterbrechung weiß.

3. Es giebt viele, welche nur aus jenem, was sie andern genommen haben, Allmosen geben; und diese könnten nicht dümmer handeln. Denn sehet! wenn ein Dieb, oder Räuber, den man seiner Einbrüche halben dem Richter vorstellet, um diesen zu besänftigen, ihm allemal einen Theil seines Raubes antrü-

trüge, würde er ihn nicht noch ärger wider sich aufbringen? Und du Ungerechter! rufet der heilige **Augustinus**, hoffest Gott durch das zu gewinnen, wenn du von ungerechtem Gute Allmosen giebst? Du redest mir von jenem, was du andern geschenket; und vergissest dabey, was du andern gestohlen hast.

4. Nur den Armen nicht grob begegnet! Wenn ein Verwundter zum Wundarzt kömmt, soll ihm dieser eine neue Wunde schlagen? Und einer der Trost brauchet, soll er dort, wo er ihn suchet, noch ärger betrübet werden? So würde ihm sein Unglück verdoppelt. Und dennoch thun das alle, welche den Armen mit harten Worten begegnen. Ich gebe ihm dennoch Allmosen, sagen sie. Ach ja! du giebst ihm; aber ohne Verdienst, und mit einer wahren Sünde. Du verderbst die Wohlthat schon, bevor du diese ertheilest. Es ist besser gar nichts, als etwas auf eine solche Art geben wollen. Man muß sich dann vorstellen, man gebe das Allmosen nicht so fast dem Armen, der es empfängt, als unserm Heiland, der es befiehlt, der es zu vergelten verheissen hat; und von dem wir selbsten das al=

alles erhalten, was wir wirklich haben, und in Zukunft hoffen. So dachte zum Beyspiel der heilige **Epiphanius von Pavia**: von welchem sein Lebensbeschreiber der heilige **Ennodius** recht zierlich schreibt, er habe ein jedes Geschenk denjenigen, die es empfiengen, mit der Lieblichkeit seines Anblicks, und recht freundlichen Geberden gleichsam zu empfehlen gewußt.

5. Es giebt so wilde, und in Worten so ungehaltene Leute, daß sie auch jene, denen sie gut sind, anfahren, und beleidigen. Diese haben die Zunge des Löwen, die ihrer Räuhe halben so gar jene, die sie lecket, verletzt, und bluten machet. Das sollen sich vorderst diejenigen merken, die die arme Leute, da sie ihnen Allmosen geben, mit rauhen Worten anzufahren, und auf die empfindlichste Art zu beleidigen pflegen. Welche traurige Wohlthat!

VIII.

Von der Sanftmuth.

Gleichwie das Wasser das Feuer löschet, spricht **Chrysostomus**, so dämpfet eine gelinde Antwort ein aufgebrachtes Gemüth.

Und

Und wiederum: Es ist eines, ob man ein glüend Eisen ins Wasser tauchet, oder ob ein erzörnter Mensch auf einen Sanftmüthigen stößt.

IX.

Von der Ergebenheit in göttlichen Willen.

Wenn dir ein Freund, der dich liebet, was geliehen hat, und es endlich nach vielen Jahren zurückfodert, wirst du darüber ungehalten? beschwerest, und beklagest du dich? Im Gegentheil, wenn du Verstand hast, wirst du ihm Dank wissen, daß ers dir so lange gelassen, und nicht früher begehret hat. Sieh meine Frau! wie unbillig deine Klagen sind, daß Gott deinen Mann, oder Sohn sterben ließ? Der und kein anderer hat ihn genommen, der dir ihn gegeben hat. Ein Gedanken der heiligen **Hieronymus**, und **Chrysostomus**.

X.

Von den Vortheilen der Liebe Gottes.

Wenn nur ein Funken der göttlichen Liebe in das Herz eines Menschen fällt, ist schon alles gewonnen. Er reiniget dasselbe von

allen Sünden. Es ist nicht anders, schreibt der heilige **Chrysostomus**, als wenn man in einem erwildeten Stück Land, in einer Waldung, die voll Distel, und Dörner ist, Feuer anleget. Dieß Element richtet in einer Stunde mehr aus, als alle jene Mühe, die man sich gäbe, den überwachsenen öden Boden zu säubern, und fruchtbar zu machen. Die Liebe Gottes leidet nichts Böses neben sich.

XI.

Von dem Eifer für die Ehre Gottes.

1. Wer wird wohl ohne Feuer was anderes brennen machen, spricht der heilige **Laurentius Justinianus**? Und wer, der selbst keine Liebe Gottes spüret, wird sie andern mittheilen? Was man selbst nicht hat, kann man Niemanden geben.

2. Es giebt Leute, die einen Eifer haben, aber einen unbescheidenen Eifer. Diese könnten sich leicht Einhalt thun, wenn sie nur zurück dächten, wie gnädig, wie langmüthig, wie mitleidig ehemals Gott mit ihnen selbst verfahren. Darum erinnert sie der heilige **Augustinus** mit einer Gleichniß, die sehr

schick-

schicklich ist, sie zu Schanden zu machen. Denn er vergleicht sie mit jenen, die eine Fallbrücke, durch die sie entwischet sind, nun abbrechen, oder aufziehen; damit nicht auch andere sich derer bedienen, und entrinnen mögen. Ach! wenn diese Brücke der Barmherzigkeit, und der Vergebung nicht gestanden wäre, wie wäre ihnen ergangen? Ists dann nicht, ich sage nimmer widers Evangelium, sondern wider alle Menschlichkeit, wenn jene so unbarmherzig sind, die alles der Barmherzigkeit zu verdanken haben: und vielleicht eben wegen diesem Betragen dieselbe aufs neue dörften nöthig haben?

Nein, der Herr, welcher die Sünder so gnädig aufnahm, will durchaus haben, daß auch wir denselben mit Sanftmuth begegnen. Ich meiner Seits erkläre mich öffentlich, daß ich bey der Seelsorge allemal lieber zu gelind, als zu scharf seyn will. Ich erinnere mich der eigenen Sünden; und möchte was von der Güte, welche ich selbst erfahren, meinen Mitschuldigen zukommen lassen. Ich darf ihnen den Muth nicht nehmen, der sie zur Buße ermuntert. Ich trage Mitleid mit ih-

nen: ich lasse mich zu ihnen herab, so tief ich kann: ich ergänze aus dem Meinigen, was ihnen noch abgeht. Wollen sie ihre Sünden nicht genug beweinen, so beweine ich dieselben; ja schreibe es den meinigen zu, daß sie so unempfindlich sind. Freylich wenn ich in Gedanken die Häuser, und Gassen durchgehe: wenn ich allen den Gräuel sehe, der da täglich so ungescheuet, und vielfältig verübet wird, kann ich mich kaum halten, daß ich nicht, so bald ich die Kanzel besteige, wie ein Löw brülle, und die Rache des Höchsten wie vom Schlaf aufwecke. Allein, so bald ich wieder auf mich komme: so bald mir beyfällt: bist du dann nicht auch einer dieser Uebertretter: und hat dir Gott deßwegen nur ein Haar gekrümmet? wird mein Herz auf einmal weich: und ich wünsche mich mit Sündern wie umrungen zu sehen; um sie von der Erde aufheben, umhalsen, ans Herz drücken, und ihre Thränen mit den meinigen vermischen zu können. Und wie sollet ihrs anders machen Ehrwürdige Amtsbrüder! wie sollet ihrs anders machen? Wie sollet ihr von dem Muster abgehen, das ihr so gar im Beyspiel desjenigen antreffet, den diese Unglücklichen beleidiget haben?

3. Auch

3. Auch an dem wahren Eifer kann man zu viel thun, wenn man nicht foderst auf sein eigenes Heil bedacht ist, da man das Heil der andern besorget. Darum spricht der heilige **Bernardus** recht weislich, daß jene, die der Seelsorge obliegen, nicht den Kanälen, sondern den Schaalen gleich seyn sollen. Die Kanäle leeren alles aus, was ihnen zufliesset; die Schaalen aber nur was überläuft: und die Geistlichen, welche uns die himmlischen Gaben mittheilen, dörfen vom Geist nur das ausschütten, was sie zu viel haben. Ihr Maaß ist ihr Ueberfluß.

XII.

Von der Beharrlichkeit im Guten.

Der heilige **Gregorius** der Große, der uns öfter mit vielem Nachdruck zur Beharrlichkeit ermahnet, schreibt unter andern auch dieses. Bey einer Rennbahne, oder dem Wettlaufen mag einer allen übrigen vorkommen, und sie weit hinter sich lassen; wenn er vor dem Ziele, auf welches zuletzt die ganze Sache ankömmt, sollte nachgeben, hätte er vom vorigen mehr Verdruß denn Vortheil.

Er käme um den aufgesteckten Preiß, und müßte ihn einem lassen, der vielleicht anfangs zurückgeblieben war; allein was der ersten Hize abgieng, durch die Standhaftigkeit, und durch das Aushalten ersetzet hat. Darauf füget er hinzu: Merken sich das alle, die itzt auf dem Wege der Tugend nicht nur fortschreiten, sondern so gar laufen! Wir müssen ihnen Glück wünschen; wir müssen sie beneiden; aber eben darum werden sie von uns den Rath annehmen, daß sie ja nicht nur aufs Gegenwärtige, sondern auch aufs Künftige; nicht nur auf dieses was sie schon zurückgeleget, sondern auch auf jenes was ihnen noch übrig bleibt, sehen sollen. Freylich können sie sich viele Hoffnung machen; aber auch die Furcht soll sie nie verlassen. Sie wissen nun, wie weit sie schon gekommen: aber nicht, wie weit sie noch entfernt sind: nicht, wie leicht sie noch abweichen, oder verirren können: nicht, wo sie zulezt anlangen werden. Wer für immer will sicher seyn, muß kein Bedenken tragen eine Zeit lang sorgfältig zu bleiben.

Der
fünfte Abschnitt.

Gleichnisse
der
Kirchenväter
von
verschiedenen Mitteln
zur Frömmigkeit.

I. Bevor man sich um die Tugenden bewirbt, muß man die Leidenschaften dämpfen.

II. Man muß Geld, und Gut nicht achten, wenn sie uns gefährlich werden.

III. Man muß eine Lust zum Wort Gottes haben.

IV. Man muß sich in der Gegenwart Gottes üben.

V. Man muß die ewigen Wahrheiten öfter erwägen.

VI. Man muß der Zunge Einhalt thun.

VII. Man muß sich der Reinigkeit des Gewissens befleissen.

VIII. Man muß in Entdeckung des Gewissens aufrichtig seyn, und nichts zurückhalten.

IX. Man muß auch kleinere Sachen nicht vernachlässigen.

X. Man muß sich immer besser kennen lernen.

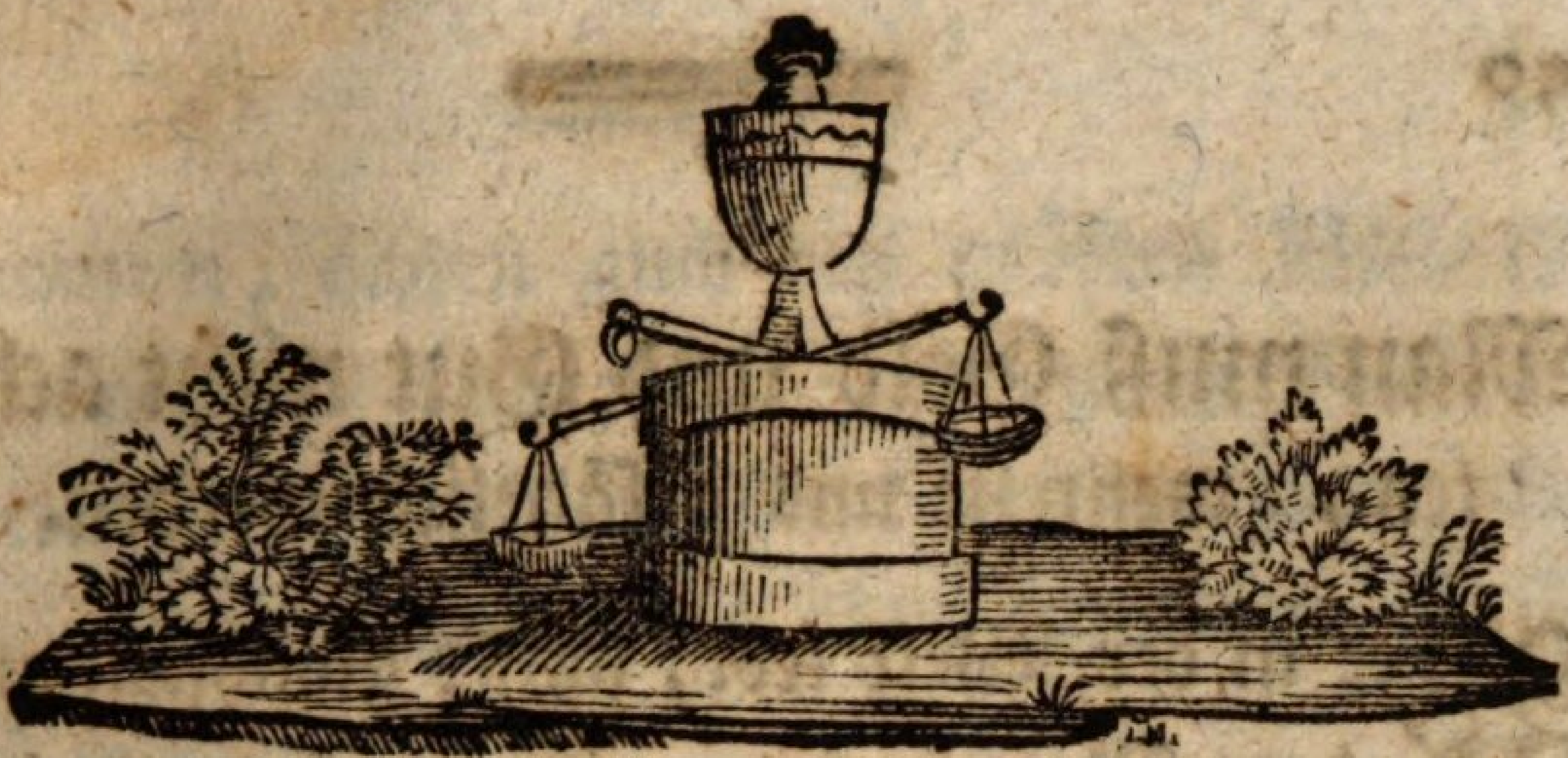
XI. Man muß seine Vorsätze, und Gelübde mehrmalen erneuern.

XII. Man muß Gott immer um sein Licht, und seine Gnade bitten.

XIII. Man muß den Ernst, den man für sein Heil zeiget, auf große Entschliessungen, und heldenmüthige Thaten gründen.

XIV. Man muß sich durch die Lauigkeit der Lehrer, und Vorgesetzten in seinem Eifer nicht stören lassen: und nach der Vorschrift des Herrn auf ihr Amt; nicht ihre Person: auf die Lehre, und nicht die Thaten sehen.

XV. Man muß sich die Leben der Heiligen zu Nutzen machen. Sie legen für alle Umstände, und jedem nach seiner Art, Muster der Tugend vor.



I.

Bevor man sich um die Tugenden bewirbt, muß man die Leidenschaften dämpfen.

Der heilige **Ambrosius** spricht, man kann unmöglich wider einen Feind, der im Feld liegt, ausziehen, und mit ihm anbinden, wenn man nicht zuvor die innere Zwietracht, und die bürgerlichen Zwistigkeiten inner den Mauern beygeleget, und gedämpfet hat. So gehts mit unsern Leidenschaften. So lange diese nicht abgetödtet, und ruhig sind, dörfen wir an keine andere Siege, und Eroberungen denken. Viel mehr sind wir in Gefahr auch um das zu kommen, was wir schon erworben haben.

II.

Man muß Geld und Gut nicht achten, wenn sie uns gefährlich werden.

Wer in der Welt lebt, schifft gleichsam auf dem Meer herum. Er muß dann bey jeder Gefahr alles, was den Fahrzeug durch sein Gewicht in die Tiefe zieht, ohne weiters hinauswerfen. Anders wird das Schiff nicht erleichtert: und jener, der das Ruder führet, nie in Stand gesetzt die Gewalt der Wellen auszuhalten.

So machen es wirklich alle diejenigen, so vom Sturm überfallen sind. Ihr Leben ist ihnen lieber als ihr Plunder. Sie schonen nicht einmal der liebsten Sachen. Alles was schwer ist muß hinaus. Fort damit! heißt es: und so werfen sie es mit eignen Händen ins Meer. Und wir, fraget der heilige **Nilus** (*) wir, die wir ein viel besseres Leben zu retten haben, sollen Anstand nehmen ein gleiches zu thun? Soll die Furcht Gottes minder vermögen, denn die Furcht des Meeres? Ach! jene, um nicht um dieß kurze Leben zu kom-

(*) *Libro ascetico*, wo er, wie in allen seinen Werken, voll der Gleichnisse ist.

kommen, achten auch den größten Verlurst für gering; und wir, um unsere Kleinigkeiten zu behalten, wollen lieber mit dem Laste ewig untergehen, als ohne denselben erhalten werden.

III.

Man muß eine Lust zum Wort Gottes haben.

Die Lust zum Essen ist ein Zeichen guter Gesundheit; und die Begierd nach dem Worte Gottes ist ein Zeichen vom guten Zustand einer Seele; denn wenn das Essen die Nahrung des Leibs ist, so ist das Wort Gottes die Speise der Seele; wie die Schrift redet. Diese Gleichniß machet der heilige Chrysostomus.

IV.

Man muß sich in der Gegenwart Gottes üben.

Wir entschuldigen unsere Sünden, die wir so gar in den Augen Gottes begehen, mit dem, daß wir ihn nicht sehen; sonst würdens wir sicher bleiben lassen. Allein ich bitte

te dich, der du immer so redest: wenn ein Blinder erinnert würde, sein König sey zugegen, würde er sich nicht so gebärden, wie es Ehrfurcht, Wohlstand, Sittsamkeit fodert; obschon er ihn mit keinem Auge zu sehen bekäme? Ich sehe ihn nicht, denkt er; aber er sieht mich.

Ja wir selbst, die wir sehen, betragen uns eben so, wenn man uns nur saget, eine angesehene oder hohe Person stehe hinter dem Vorhange, und beobachte uns. Wir sehen sie nicht; aber weil sie uns sieht, enthalten wir uns von allem, ab dem sie ein Misvergnügen hat, und ab dem wir uns schämen müßten.

V.

Man muß die ewigen Wahrheiten öfter erwägen.

1. Diese werden uns mit solchem Nachdruck, und Schwung in der Bibel eingeschärfet, daß ihre Macht zu schrecken so gar das Krachen der Donnerkeile übertrifft. Sie müssen uns aufwecken, und können uns nie lang beym Schlummer lassen. Der heilige

lige **Augustinus** saget von einer solchen schreckbaren Wahrheit: Wehe denen, die davon nicht gerührt werden! **Wer diesen Donnerklapf nimmer höret, der schläft nicht: er ist todt.** (*)

2. Das aber ist vorzüglich von der Betrachtung der Hölle zu verstehen. Wer öfter im Leben in diese hinuntersteigt, spricht **Wilhelm** der Abbt **von St. Theodorich**, wird nach dem Tode nicht darein kommen. Ihr schreckliches Feuer verzehrt alles andere Feuer unserer Leidenschaften; und benanntlich jenes der Geilheit, und fleischlicher Lust. Es ist auch nichts neues, daß man den Brand mit Feuer heilet: und brinnt der Schornstein, ist kein gegenwärtiger Mittel zum löschen, als wenn man mit einem Feuerrohr hineinschießt. Ein einziger solcher Schuß dämpfet die Flammen, und löschet das Feuer. Man muß dann auch diesem Feuer mit Feuer begegnen: und wie es viele Heilige thaten, bey einer Versuchung zu einem Ofen, oder einer an-

(*) Ad tam magnum tonitruum qui non expergiscitur, non dormit: sed mortuus est.

andern Brunst hinstehen. Das wird uns des höllischen Feuers erinnern: wir werden darüber ertattern, und das Feuer der Begierlichkeit oder der Rache, oder des Ehrgeizes wird sich gar bald legen. Wir werden aber nebst diesem Vortheile noch einen andern Nutzen haben. Denn gleichwie diese schreckliche Vorstellung uns nicht sündigen läßt, und von allem Bösen abhält, so wird sie uns auch ein Antrieb zu wahrer Frömmigkeit, und der Ausübung jener Tugenden seyn, die uns etwa hart ankommen, und vor andern Mühe machen. Sey es hart, wird es heissen; die Hölle ist viel härter. Hæc levia sunt meditanti flammas perpetuas: **Das ist nichts für jenen, der die ewigen Flammen betrachtet**; spricht der heilige **Bernardus**.

VI.

Man muß der Zunge Einhalt thun.

Eine kostbare Salbe, die keinen Deckel hat, dünstet aus: und ein warmes Zimmer, das immer aufgethan wird, verliert alle seine Hitze. So ists auch, schreibt **Bernardus**, mit einem geistlichen Menschen, der um kein Still-

Stillschweigen wissen will. Das Maul, das er immer offen hat, wird ihn bald um seinen Eifer, und seine heiligen Begierden bringen.

VII.

Man muß sich der Reinigkeit des Gewissens befleissen.

Es ist nichts dümmer, nichts unvernünftiger, als jene verlachen, so dießfalls was genauer sind. Ich will, um sie zu beschämen, nur das Beyspiel eines weltlich gesinnten Frauenzimmers vorlegen. Dieses sitzet ganze Stunden beym Putztisch, und duldet keine auch geringste Mackel am Leib. Und dennoch wer ist jener, dem sie zu gefallen suchet? Sie scheuet die Augen eines Menschen, der selbst voll Mackeln ist; aber jene, die sich des reinen Gewissens befleissen, und keinen Fleck an der Seele dulden, scheuen die Augen Gottes; der unendlich rein, ja die Quelle aller Reinigkeit ist.

VIII.

Man muß in Entdeckung des Gewissens aufrichtig seyn, und nichts zurückhalten.

Die heilige Schrift sagt, wir sollen unser Herz wie Wasser ausschütten. Diese Gleichniß ist nach der Lehre ihrer beßten Ausleger recht vortrefflich gewählet. Denn vom Wasser bleibt nichts in einem Geschirre; so bald man das umkehrt, läuft alles bis zum letzten Tropfen heraus. Ganz anders ist es mit dem Oele, und andern flüssigen Sachen, die etwas zähes, fettes, oder klebendes haben. Es bleibt immer was hangen; und sollte es auch nichts anders seyn, so ists doch der Geruch, welcher lange dauret, und niemals gänzlich vergeht.

IX.

Man muß auch kleinere Sachen nicht vernachläßigen.

Die vornehmsten Kaufleute haben ihren Gewinn gemacht, und jene großen Reichthümer gesammelt; weil sie aufs Kleine bedacht gewesen; und durch die Vervielfälti-

gung der mindesten Artickeln, die sich Tag und Nacht zu ihrem Vortheile häuffeten, zu immer größern Summen übergangen sind. So muß dann auch jener, der Verdienste sammelt, und reich an Tugenden werden will, die kleinen Anlässe zum Verdienste nie fahren lassen. Denn so gering, so unscheinbar sie oft sind, so kommen sie doch stündlich, sie vermehren sich ungemein, und werden nach einigen Jahren, in denen man sie vervielfältiget hat, fast unzählig.

X.

Man muß sich selbst recht kennen lernen.

Es giebt keine nützlichere Wissenschaft, als die Kenntniß seiner selbst. Viele wissen tausend Sachen, die andern unbekannt sind: sie vermehren ihre Kenntnisse stündlich: sie sind Gelehrte nicht nur in einem, oder andern Fache, sondern in allen; allein je besser sie, was ausser ihnen ist, einsehen, desto weniger kennen sie sich selbst. Da sie eben die Elemente, und die Geheimnisse der Natur, und Gnade durchforschen; da sie den Lauf des Gestir-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

stirnes, und die Bewegungen aller Körper berechnen, denken sie niemal auf sich: und wissen von dem, was in ihrem Innersten vorüber geht, so wenig als ein Bauer, der nicht lesen kann. Es geht ihnen das Licht ab, das von oben kömmt, und durch keinen Fleiß, durch kein Nachsinnen kann erworben werden. Sie sind dann ohne jene Wissenschaft bey allem Ansehen, und Ruhm unglückliche Leute: und, weil sie auch grobe Fehler nimmer bemerken: weil sie dießfalls in der Finsterniß wandeln, können sie sich nicht vorstellen, wie weit sie sich von ihrem Ziele entfernet haben. In einem finstern Zimmer kann man nicht einmal ein Spinnengeweb, und andern groben Unrath unterscheiden; da man ausser demselben, wo alles hell, und beleuchtet ist, jedes Stäublein beobachtet. Eben so ungleich sind die finstern Gewissen derjenigen, die nur andere Sachen; und die heitern Gewissen derjenigen, die vorzüglich auf sich selbsten Achtung geben.

XI.

Man muß seine Vorsätze, und Gelübde mehrmalen erneuern.

Was nützet doch dieß erneuern, und wiederholen? Ist es nicht genug, daß es schon das erstemal mit Ernst, und Eifer geschehen ist? Es nützet gar viel, giebt der heilige **Gregorius** der Große zur Antwort. Es nützet eben das, was öftere Hammerschläge auf einen starken Nagel, der in der Mauer stecket. Sey es, daß er schon fest hält, wird er doch durch jeden Streich noch fester; weil er tiefer hinein getrieben wird. Man darf ihm dann trauen: man darf auch schwerere Sachen daran hängen: man ist versichert, daß ihn sobald keiner, ohne großen Gewalt wieder herausbringen wird.

XII.

Man muß Gott immer um sein Licht, und seine Gnade bitten.

Der heilige **Chrysostomus** bemerket, daß gleichwie die Welt durch die Sonne, also die Seele durch die Gnade beleuchtet werde. Wer im Geschäft des Heils Beschwerden

findet, findet sie insgemein darum, weil er sich aus Abgang der erleuchtenden Gnade die Sachen viel anders vorstellet, als sie wirklich sind. Es geht da, wie beym Taglicht. Derjenige, der zu Nachts ein Seil für eine Schlange ansah, und darüber am ganzen Leib ertatterte: der einen sich nähernden Freund wie einen Feind floh: der beym mindesten Geräusch ein Gespenst, oder Diebe befürchtete; so bald der Tag angebrochen, wird er nicht nur sicher, sondern auch ruhig; weil er alles in seiner wahren Gestalt, und so sieht, wie es an sich selbsten ist. O angenehmes Licht, das uns der Himmel anzündet! O daß du uns allen aufgehest! daß du alle unsere Nebel, Vorurtheile, und Finsternisse zertheilest: und uns jenes, was wir zu thun, und zu lassen haben, nicht nach der Einbildung, nicht nach den Klügeleyen der Welt, sondern nach ihrer eigentlichen Beschaffenheit zeigest! So wäre ich versichert, daß uns die Tugend viel liebenswürdiger, und leichter vorkommen: und die Beschwernissen, die wir itzt für gar groß halten, vor unsern Augen so verschwinden würden, daß wir sie kaum

ach-

achten, ja uns schämen würden, daß wir uns dadurch haben blenden, und von unsern Pflichten abschrecken lassen.

XIII.

Man muß den Ernst, den man für sein Heil zeiget, auf große Entschliessungen, und heldenmüthige Thaten gründen.

1. Wem sein Leben nicht feil ist, der läßt sich alles dafür kosten. Nehmen wir zum Beyspiel jene Kaufleute, die bey einem Sturme nicht erst auf den wirklichen Schifbruch warten, sondern, um den Fahrzeug bey Zeiten zu erleichtern, und desto gewisser mit dem Leben davon zu kommen, alles ins Wasser werfen. (*) Ein harter Entschluß! doch wird er gefasset. Es ist ihnen bey der Gefahr nichts zu kostbar; so gar jenes muß den Fluten überlassen werden, wegen dem sie

(*) Wir haben diese Gleichniß in eben dem Abschnitt schon einmal benutzet, und mit dem heiligen Nilus zu einer andern Absicht gebrauchet. Das kann uns zeigen, wie vielerley Wendungen sich jeder geben lassen.

die lange Seefahrt unternommen haben. Diese Entschlossenheit müssen sich jene zu Nutzen machen, welche für ihr ewiges Leben eine ernstliche Sorge tragen wollen. Wo die Seele kann in Gefahr kommen, muß sie nichts reuen dieser aufzuopfern. Sie müssen eher alles wegwerfen; wenns ihnen auch noch so theuer, und gleichsam ans Herz gewachsen wäre. So lehret der heilige **Gregorius** der Große im XXI. Buche Moralium cap. 17. wo er diese Gleichniß weiter ausdehnet, als daß ich hier alles hersetzen dörfte. Denn ich habe für eben den Gegenstand noch eine vom heiligen **Augustinus**, welche eben so praktisch, und noch viel eingreifender ist. Ich will sie mit seinen eigenen Worten geben.

2. Nicht wahr meine Brüder, spricht er, nicht wahr, sollen euch nicht eben jene, welche ihr zeitliches Leben so sehr lieben, zur Liebe des ewigen antreiben? Ach was thun doch die Menschen, um wenige Tage länger zu leben! Wer wird die Bemühungen, und Anstalten aller deren zählen können, die ihr Leben, das sie bald darauf verlieren werden, fristen wollen! Was lassen sie sich nur für diese wenige

nige Tage kosten! Was thun wir so großes fürs ewige Leben? Ich weiß nicht was ich sagen soll, wenn ich an diese wenige, und daneben ungewisse Tage denke. Ja gewiß, das sind wenige Tage, wenn auch ein Kranker wieder geneset, und zu einigem Alter kömmt. Es sind wenige Tage, wenn ein Knab, den man beym Leben erhält, hernach ein Greis wird; und dennoch kann er vielleicht den Tag darauf, als er davon gekommen, dahin sterben. Sehet dann was die Leute auf Gerathswohl für wenige, ungewisse Tage thun, und aussinnen! Wenn sie eine Krankheit dem Arzte in die Hände liefert, und dabey alle, die darüber absprechen, und ihm abwarten, am Aufkommen verzweifeln: doch einer noch zum Vorschlag kömmt, der etwa im Stand wäre, ungeacht der verzweifelten Umständen, ihm durchzuhelfen; was verspricht, ja giebt man nicht aufs ungewisse! damit man noch eine Zeitlang lebe, läßt man auch das fahren, aus dem man leben sollte!

Wiederum, wenn man dem Feinde, oder einem Mörder in die Hände kömmt, was thut man, damit man nicht umgebracht werde, um sich auszulösen! Auch, wenn es der Vater

ist, laufen die Söhne, und verwenden das, was nun ihnen zufiele, um ihn retten, und einst selbst aus dem Hause tragen zu können! Was Verlangens! was Bittens! was Bemühens! wer wird das alles erklären können! Und dennoch will ich etwas noch ärgeres, etwas, das man, wenns nicht wirklich geschähe, für unmöglich hielt, dazusetzen. Nein, ich will nimmer von dem melden, daß man um wenige, ungewisse Tage, die man nur mit Furcht, und Mühe zubringt, Geld ausgiebt, und sich selbst nichts mehr übrig läßt; o der elenden Menschen! ihr habet von ihnen gehöret, daß sie um länger zu leben auch hergeben, aus was sie leben müssen; nun höret was viel schlimmer, was viel bedenklicher, was viel lasterhafter ist: und welches, wenns nicht wirklich geschähe, unmöglich schiene! damit sie noch eine Weile leben mögen, geben sie auch jenes her, aus dem sie, wenn sie wollten, auf ewig leben könnten! 2c. Also dieser scharfsinnige Lehrer, welcher eine Wahrheit oft von allen ihren Seiten, und mit den verschiedensten Wendungen zeiget, bis sie dem Zuhörer gleichsam ins Gemüth gedrücket ist, und er ihn gänzlich überredet hat.

XIV.

Man muß sich durch die Lauigkeit der Lehrer, und Vorgesetzten in seinem Eifer nicht stören lassen: und nach der Vorschrift des Herrn auf ihr Amt; nicht ihre Person: auf die Lehre, und nicht die Thaten sehen.

Ist wohl jemals ein Reisender auf die Thorheit verfallen, daß er darum, weil die Meilensteine *, die ihn anführen, selbst stehen bleiben, sich zurückhalten liesse, und nimmer weiter gienge? Ein solcher Narr will Niemand seyn; alle, die sie ansehen, bedienen sich des Vortheils, den sie ihnen verschaffen, wenn er schon mit keinem Beyspiel unterstützet wird; und so kommen sie ja dennoch an den verlangten Ort. Mit dieser Gleichniß machet **Augustinus** jene zu Schanden, die über die Lauigkeit, oder Schwachheit ihrer geistlichen Obern klagen: und sich einbilden, weil diese selbst nicht thun, was sie sagen, hätten sie sich an ihren Unterricht nimmer zu kehren.

(*) Diese setzten die Alten an die Strassen, damit sie dem Wandersmann zeigen sollten, wie weit er vom Ziel seiner Reise noch entfernt wäre.

ren. O ihr betrogenen Leute, die ihr also denket! die Seelsorger zeigen euch den Weg. Folget ihnen, so könnet ihr nie fehlen, und kommet, wenn auch diese selbst daraus bleiben, ja dennoch in Himmel. Die Unbilligkeit der Klage zeiget sich erst recht, wenn wir bedenken, daß wir keinen Mangel an guten Beyspielen haben, die uns überall in was immer für Umständen ermuntern können; wie wir dann in folgender Gleichniß sehen werden.

XV.

Man muß sich die Leben der Heiligen zu Nutzen machen. Sie legen für alle Umstände, und jedem nach seiner Art, Muster der Tugend vor.

1. Man hat allerley Bildnisse der Heiligen, die auf verschiedene Arten gestaltet sind. Einige aus Wachs, oder Farben, oder Kupferstichen. Auch diese kosten Mühe; doch lange nicht so viel als andere, bey denen man Kunst, und Gewalt zugleich brauchen muß. Denn man gießt sie aus Metall, man schnitzelt sie aus Holz, und Bein: man hauet sie aus Steinen, und Marmel u. s. w. Eine

schöne

schöne Gleichniß! denn was am Bild vorgeht, geschah auch bey jenem, den es vorzustellen hat. Die Mittel, durch welche die Menschen zur Heiligkeit gelangten, waren sehr verschieden. Bey einigen gieng es leicht; bey andern härter; andere mußten allen Kräften aufbiethen. Bald verlangte Gott geringe Ueberwindungen, bald die äusserste Gewaltthätigkeit: und da diese ihm nur ihre Gemächlichkeiten, Ruhe, Ansehen aufzuopfern hatten, mußten sich jene so gar Haab, Gesundheit, Ehre, Blut, und Leben kosten lassen. So foderten es die Lage der Sachen, und die davon abhangenden besondern Absichten, welche der Himmel mit ihnen vorhatte. Aber eben diese Verschiedenheit machet auch die persönlichen Charaktere, die geheimen Wege der Vorsehung, den Vorrath an allerley Beyspielen, den Rang, und die Stufen in der Herrlichkeit aus.

2. Der Apostel saget, wie ein Stern vom andern an Glanz, und Größe unterschieden ist: und dieser Unterschied dem Himmel eine neue Zierde giebt; so werden auch die Heiligen, die darinn wohnen, durch ihre manig-

nigfältigen Stände, Gemüthsarten, Gaben, Unternehmungen, Zufälle, und Thaten ausgezeichnet: und erhebt einer des andern Verdienst, Stelle, und Herrlichkeit im ewigen Leben. (*) Wir wollen dann, ein jeder nach seiner Art ihnen nachfolgen: und diese leuchtenden Gestirne als Anführer betrachten, die uns bey der Nacht unsres Lebens durch ihre Stralen Licht verschaffen, und den Weg in Himmel zeigen; wie **Gregorius** der Große mit Nachdruck erinnert hat.

Der

(*) Sieh das I. Sendschreiben an die von Korinthus am 15. Kap.

Der
sechste Abschnitt.

Gleichnisse
der
Kirchenväter
von
vermischten Gegenständen
der christlichen Moral.

I. Warum die Heilsmittel bey so wenigen mehr etwas verfangen?

II. Vermessenheit derjenigen, die sich in böse Gelegenheiten hineinwagen.

III. Thörichte Entschuldigung, man wolle sich bey bösen Gesellschaften, und Gelegenheiten schon in Acht nehmen.

IV. So leicht man verkehrt wird, so hart wird man bekehrt.

V. Leute von verkehrter Denkensart wenden alles nur zum Bösen an.

VI. Von dem Ekel ab geistlichen Sachen.

VII. Viele sind nur noch der Gestalt nach vom Vieh unterschieden.

VIII. Von äusserlichen Andachten und Ceremonien, wo keine innerliche Tugend ist.

IX. Benanntlich auf die Bruderschaften darf sich Niemand verlassen.

X. Elender Trost des Sünders wegen Menge anderer Sünder.

XI. Von dem Wechsel bey irdischen Ergötzungen.

XII. Von einem fast gleichen Inhalte.

XIII. Vom Vertrauen auf die Welt.

XIV. Von dem Ende, das der Hochmuth nimmt.

XV. Die Flüchtigkeit dieses Lebens.

XVI. Die eingebildete Glückseligkeit.

XVII. Die Blindheit der Menschen.

XVIII. Wie man sich an das Geschrey des Gewissens gewöhnet?

XIX. Von der Verstockung.

XX. Von jenen, die, weil sie noch gesund, und glücklich sind, nicht einmal im Alter von ihrem freyen, wohllüstigen Leben abstehen.

XXI. Von der Angst beym Annahen des Tods.

XXII. Das Gewicht der Ewigkeit.

I.

Warum die Heilsmittel bey so wenigen mehr etwas verfangen?

Es giebt Kranke, die es nicht wissen, daß sie gefährlich sind. Es giebt Kranke, die, nimmer zum Arzte gehen. Es giebt Kranke, die nichts von dem brauchen, was ihnen der Arzt vorschreibt. Es giebt Kranke, die wenn sie auch die Arzneyen anwenden, doch jenes, was er ihnen verbeut, nicht lassen wollen. Und so kann keiner aus ihnen gesund werden. Das Gleiche geschieht bey unzähligen Sündern. Einige wissen nicht einmal, wie grob es bey ihnen fehlet. Einige kommen in keine Predigt mehr. Einige, wenn sie auch darein kommen, machen sich diese nicht zu Nutzen: und setzen das niemals ins Werk, was sie gehört haben. Einige, die es ins Werk setzen, fahren noch fort sich zu bösen

Gesellschaften, und in nahe Gelegenheiten zu begeben. So aber bleiben sie insgesammt, und allzeit Sünder.

II.

Vermessenheit derjenigen, die sich in böse Gelegenheiten hineinwagen.

Es höret einer: Da ist schlüpfrig zu gehen. Unter so vielen, die vorbey giengen, sind die meisten gefallen. Dem ungeacht, da er einige noch liegen sieht, geht er vorbey. Würden den nicht alle, die Vernunft haben, für einen Wagehals ausrufen? Was muß aber ich von jenem sagen, dem man alle Gefahren jener Gelegenheit vorgestellt hat, und der gar wohl weiß, wie viele darinn gefallen; und daß Niemand aus ihr zurückgekehrt, der nicht wenigst gestrauchelt; doch alles dieses in Wind schlägt; ja nicht einmal durch den Untergang anderer, die weit klüger waren, sich abschrecken läßt? Die Vermessenheit ist gleich; aber der Fall ist schwerer, und gefährlicher als dort. So redet der heilige Cyprianus.

III.

III.

Thörichte Entschuldigung, man wolle sich bey bösen Gesellschaften und Gelegenheiten schon in Acht nehmen.

1. Die faule Luft schöpften, oder mit Angesteckten umgiengen, wurden gewarnet. Man hieß sie fliehen. Aber umsonst; sie glaubeten, sie würden sich schon in Acht nehmen, daß sie nichts von der Seuche erbeten. In der That gaben sie anfangs Acht; doch wurden sie bey allem dem vom Uebel ergriffen, und starben gleich andern dahin. Sehet doch wer ihr immer seyd! Alle Behutsamkeit, die man bey bösen Gesellschaften brauchen will, ist vergeblich. Die Flucht allein kann helfen. Ergreift wer diese nicht, wird er sicher angestecket, und stirbt, nicht des zeitlichen sondern ewigen Todes.

2. Wenn einer, der mit Koth umgeht, saget, er wolle schon Acht haben, daß er nicht beschmützet werde: wenn einer, der Pech sammelt, saget, er wolle schon Acht haben, daß ihm nichts anklebe: wenn einer, der im Feuer steht, saget, er wolle schon Acht ha-

ben, daß er nicht gebrennet werde; was würdet ihr ihm antworten? Eben das gebe ich euch zur Antwort, die ihr euch zu bösen Gesellen schlaget, oder in bösen Gelegenheiten befindet; und dennoch sprechet, ihr wollet schon Acht haben, daß ihr gut bleibet, und nicht verführet werdet.

IV.

So leicht man verkehret wird, so hart wird man bekehret.

Die Fischerreuße hat einen nur gar zu leichten Eingang; weil aber diese Oefnung immer enger wird: und sich zuletzt gleichsam zuschließt, ist es beschwerlich den Ausgang zu finden; besonders wenn schon Fische darinnen sind, und einander den Ausgang sperren. Ich will es noch kürzer sagen. Die Fische gehen leicht hinein, aber nur desto härter hinaus.

Eine ungekünstelte Gleichniß, wie bald man sich in eine Sünde einläßt: und wie hart man sich ihrer ledig machet.

V.

Leute von verkehrter Denkensart wenden auch das Beste zum Bösen an.

Disteln, Dörner, Unkraut, Giftkraut mögen das beste Wetter, den kräftigsten Thau, und die fruchtbarsten Regen haben, bleiben sie dennoch was sie sind; das alles ändert ihre Natur nicht, sondern wird vielmehr selbst in diese verkehret. Wiederum, gewisse Leute, wie der heilige **Dorotheus** schreibt, verwandeln alle Nahrungsmittel in üble Säfte, nicht aus Schuld der Nahrungsmittel, sondern der Leibsbestellung, welche ganz verdorben ist. Sehet das Schicksal jener Weltlichgesinnten, so die Modesätze, und Modesitten angenommen haben! Es führet sie alles zum Bösen. Auch was sonst unschuldig ist, ja anderen nützet, gereicht ihnen zum Schaden, sie können in keinem Stande, und an keinem Orte gut thun; und so lange ihre Denkensart bleibt, ist ihr Heil verscherzet.

VI.

Von dem Eckel ab geistlichen Sachen.

Gleichwie diejenigen, welche sich mit schlechten Speisen überladen, wenn sie auch an die niedlichste Tafel sitzen, keinen Geschmack mehr an kostbaren Speisen finden; so können auch jene, die vom Sinnlichen eingenommen sind, keine Lust, und keinen Magen fürs Geistliche haben: Animalis homo non percipit ea, quæ sunt spiritus. Ein viehischer Mensch hat von dem kein Gefühl, was des Geistes ist. (*)

Und dieses bestättiget ungemein, was man heute über den allgemeinen Eckel ab göttlichen Dingen zu klagen hat.

VII.

Viele sind nur noch der Gestalt nach vom Vieh unterschieden.

Der heilige Hieronymus bemerket, die ganze Beschäfftigung des Viehs, so lange es sich selbst überlassen, und zu nichts an-

(*) I. Sendschreiben an die von Korinthus. 2. Kap. 14. Vers.

anderm angehalten wird, bestehe lediglich in dem, daß es sich anfülle, daß es däue, und wieder ausleere. Ingerere, diggerere, egerere. So gehen dessen Triebe, so fodert es seine Beschaffenheit, und der Abgang aller Vernunft; ja wir würden uns verwundern, wenn es, da es ganz sinnlich ist, sich anders, als nach den Sinnen richtete. Um so mehr aber muß man Menschen bedauren, ganz sinnliche, ganz fleischliche Menschen; welche, wenn sie schon mit Verstand begabt sind, denselben durch die Begierlichkeit ganz verdunkelt haben, und leider auf nichts anderes denken, von nichts anderm reden, nichts anders thun, als was wir beym Vieh erblicken. Ja gewiß, sie sind nur der Gestalt nach vom Vieh unterschieden: der Schöpfer, der sie zu was ganz anderm bestimmet hat, wird sie nimmer kennen wollen.

Auch von diesen sage ich, daß sie selten mehr gebessert werden: und daß sie, nachdem sie nicht anders denn das Vieh gelebet haben, auch nicht anders als das Vieh sterben werden. Oder saget mir: wie können solche Leute ohne ein Wunder der Gnade, nachdem sie

gleichsam ihre Natur geändert, und den Verstand ausgezogen haben, wieder zu Christen werden, da es kaum möglich ist sie nur wieder zu Menschen umzubilden?

VIII.

Von äusserlichen Andachten, und Ceremonien, wo keine innerliche Tugend ist.

Ein großer Theil des Frauenzimmers, weil es von Natur keine vortheilhafte Bildung, keinen Reiz, keine Annehmlichkeit hat, nimmt seine Zuflucht zum Schmink, zu schönen Kleidern, zum Geschmuck, und Kleinoden. Allein was nützet das? Ihre Häßlichkeit wird dadurch nur verdecket, nicht weggenommen; ja eben dieser Gegensatz des geborgten, und des eigenthümlichen machet sie bey einigen lächerlich, bey andern verhaßt.

Das Gleiche erfährt ein grosser Theil der Christen, welche die Frömmigkeit, und Religion in jenen Nebendingen setzen. Das alles ist etwas geborgtes, etwas auf den Schein, etwas das blenden soll, und auf Betrug angesehen ist. Gott, und jene, welche sie

kennen,

kennen, lassen sich dadurch nicht täuschen: und da ihr übriges Betragen, da ihre wahre Gestalt damit nicht überein kömmt; da das innerliche dem äussern nie entspricht, ziehen sie sich dadurch nur Verachtung zu: und werden für nichts weniger gehalten, als was sie scheinen wollen.

IX.

Benanntlich auf die Bruderschaften darf sich Niemand verlassen.

Viele prangen mit gewissen Zeichen einer besondern Andacht; die man auch nicht verwirft. Sie bethen den Rosenkranz, sie tragen den Scapulier, sie beobachten die Satzungen, und Bräuche ihres angenommenen Instituts. Das aber hilft ihnen eben so wenig, als den irrenden Schaafen, wenn sie gezeichnet sind. Der Wolf frißt sie wie die andern.

X.
Elender Trost des Sünders, wegen Menge anderer Sünder.

Nach der Lehre des heiligen Augustinus, und anderer Väter wird eine Brunst durch dieses, daß man viel Holz hineinwirft, nicht nur nicht gelöschet, sondern nicht einmal gemindert. Im Gegentheil giebt es den Flammen Nahrung, und machet das Feuer viel größer. So aber, setzen sie hinzu, ists in der Hölle mit der Menge der Verdamsmten. Je mehrere darinnen sind, desto schrecklicher ist ihre Gesellschaft: und desto sorgfältiger soll man sich bestreben, daß man nicht zu ihnen kömmt. Dem ungeacht, so bald einer verkehrt ist, will er sogleich andere verkehren: und glaubet, er werde viel leichter gestraft, wenn er auf seinen Irrwegen recht viele Gefährten findet, die ihn dorthin begleiten. O ihr thörichte Leute! kehret von der Straße des Verderbens zurück; oder wenn ihr schon entschlossen seyd der Hölle zuzugehen, so suchet doch keine Gespanen auf! Anstatt euch Linderung zu verschaffen, verdoppeln sie eure Peinen, und bauen euch in der Hölle selbst eine neue Hölle.

XI.

Von dem Wechsel bey irdischen Ergötzungen.

1. Die, welche mit Speisen immer wechseln, zeigen genug, daß ihnen die vorigen verleidet sind; und jene, die von einer Ergötzung zur andern übergehen, können nicht läugnen, daß ihnen ab der eckelt, von der sie herkommen.

2. Noch viel schöner erkläret das der heilige Gregorius der Große. Er saget: Habet ihr nie gesehen, wie jene, welche nicht schlafen können, sich in den Federn wälzen, und immer ihre Lage ändern? Sie wollen sich das weiche Bett bequemer machen, und die Natur dadurch reitzen, daß sie zum Schlafe kommen möge. Aber alles vergeblich; sie finden keine Ruhe. So gar wenn sie nebst der Lage auch die Liegerstätte, und die Kammer wechselten, würden sie dennoch die Schlaflosigkeit immer mit sich nehmen. Nun diese stellen uns so viele Misvergnügte vor, die, weil sie ganz sinnlich sind, ihre Ruhe nur im Sinnlichen suchen. Sie können die bey al-

ler Bequemlichkeit nicht finden. Darum wechseln sie mit ihrem Vergnügen ab: sie gehen von einem zum andern über: sie versuchen alles, was sie befriedigen kann: und hoffen in der Verschiedenheit derselben anzutreffen, was sie sich umsonst von ihrer Natur versprochen hatten. Welch ein Bekenntniß, daß hier nichts ist, was sie zufrieden stellen, und ganz, ich sage nicht glücklich machen, sondern nur beruhigen kann.

Diese Lehre wäre heute stärker als jemals zu brauchen. Man empfiehlt sie dann allen; und bittet recht sehr, daß sie dieselbe ja nicht vergessen wollen.

XII.

Von einem fast gleichen Inhalte.

Der heilige Thomas von Villanova vergleicht die, welche auf zeitliche Vergnügen so versessen sind, mit jenen, die anstatt des natürlichen Getranks Seewasser trinken. Dieses, weil es gesalzen ist, stillet und löschet den Durst nicht, sondern reitzet, und entzündet ihn.

XIII.
Vom Vertrauen auf die Welt.

Die Schifbruch leiden, und im Wasser sind, greifen nach allem, wenn es schon unnütz ist, und sie mit in die Tiefe zieht. So gar jene, die ihnen wollen zu Hülfe kommen, verwickeln sie so in ihr Unglück. Auf eben die Art, spricht der heilige Bernardus, gehen auf dem Meere dieser Welt unzählige zu Grund; da sie sich an zergängliche Dinge halten, und dadurch die dauerhaften, mit denen sie sich retten könnten, verlieren, und aus den Händen lassen.

XIV.
Von dem Ende, das der Hochmuth nimmt.

Die Hochmüthigen, und Ehrgeizigen, wenn sie bis zum höchsten gekommen sind, und alle andere übersehen haben, verfahren wie der Rauch, wenn er recht hoch gestiegen ist: Deficientes quemadmodum Fumus deficient (*) **Sie werden abnehmen wie der Rauch, bis sie ganz verfahren sind.**

So

(*) 36. Psalm. 20. V.

So leget diese Stelle, und Gleichniß der Schrift der heilige Augustinus aus.

XV.

Die Flüchtigkeit dieses Lebens.

1. Unser Leben geht immer fort, und bleibt niemals stehen, bis es zum Ende gelanget. Wir schreiten, auch wo wirs am wenigsten meynen, und wo wir wirklich stehen. Es geht uns, wie jenen im Schiffe; die sogar, weil sie schlafen, an Port getrieben werden. Sie merken nichts davon, sie denken nicht darauf; und dennoch sind sie unwissend am Ende ihrer Seefahrt. Du schläfst mein Mensch, dein Schlaf mag der natürliche, oder jener der Fahrlässig = und Vergessenheit seyn: du schläfst sage ich; allein deine Zeit wandelt immer fort. Hab nur Acht, daß sie nicht, weil du so fortschläfst, gar vorübergeht! So redet der heilige Ambrosius.

Eben dieser Gleichniß bedienen sich der heilige Gregorius von Nazianz Epistola 26. ad Andream Scholasticum: und sein Freund Basilius der Große, Homilia I. in Psalmum I. welche uns unser Leben

sammt

sammt dessen beständiger Abnahme durch dieses zu kennen geben, daß wir in der Fortdauer desselben gleichsam herumschiffen; und, wir mögen stehen, oder sitzen: wir mögen daran denken, oder nicht: wir mögen wachen, oder schlafen, doch immer ohne Unterlaß weiter fahren.

2. Niemand kann sich die Kürze unsers Lebens besser vorstellen, als welcher an einem Fluße wohnet. Ein Fluß besteht aus lauter Gewässer, das einander forttreibt: und dessen Natur ist, daß es an die Stelle des vorigen komme, und so weiter laufe. Ein Theil dieses Gewässers ist wirklich im Rinnsaale; ein anderer bricht aus der Quelle hervor, ein anderer ist noch verborgen, und beschäfftiget seinen Ausgang zu finden. Aber alles überhaupt, und jedes ins besondere eilet zum Abgrund des Meeres, wo es versenket, und gleichsam begraben wird. Ja gewiß, auf eine gleiche Art laufen unsere Tage vorbey, und eilen zum Ende, zu der bestimmten aber uns unbekannten Zeit des Grabes.

XVI.

Die eingebildete Glückseligkeit.

1. Wer dünkt sich glückseliger, spricht der heilige **Augustinus**, als ein Bettler, dem im Traume vorkömmt, daß er eine reiche Erbschaft, eine fürstliche Braut, und erhabene Ehrenstellen erhalten. Er meynet wirklich jene seidenen Kleider, jene kostbaren Gefäße mit Händen zu berühren; er steht in jenen prächtigen Gärten, er spatzieret in den Landgütern, besichtiget die Lusthäuser, liegt in den Armen seiner hohen Gattin: und mitten in diesem Vergnügen, von dem er ganz entzücket ist, wacht er auf, flucht auf jenen, der ihn gewecket, und fängt recht bitter zu weinen an. Nicht anders geht es den Reichen, und Großen dieser Welt. Dormierunt somnum suum: **Sie haben ihren Schlaf geendet**, et nihil invenerunt omnes viri divitiarum in manibus suis: **und alle diese reichen Leute hatten nichts mehr in ihren Händen.** (*)

2. Man

(*) 75. Psalm. 6. V.

2. Man hat Weiber gesehen, die zur Zeit ihrer Schwangerschaft Aschen, Kohlen, Kreiden aßen; und mit solcher Begierde über dieselben herfielen, als wäre in der ganzen Welt nichts so schmackhaftes anzutreffen. Das war die Wirkung der verdorbenen Säfte, die ihnen nicht nur den Magen angesteckt, sondern auch die Phantasey so verrücket, daß sie wie im Traume nach diesen Sachen als wirklichen Speisen schnappeten, und, obschon nur ein eingebildetes, doch heftiges, ungestimmes Vergnügen dabey spüreten, dieser Betrug kömmt bey den Leidenschaften fast täglich vor. Sie verderben unsere Einbildungskraft, und bereden uns, es sey in einem Gegenstand weis nicht was für Lust, Ehre, Vortheil anzutreffen; und so sind sie vor erhitzter Begierlichkeit, und Mangel der Ueberlegung nimmer im Stand ihn von andern zu unterscheiden, die in der That etwas angenehmes, rühmliches, nützliches haben.

3. Die mit der Kretze behaftet sind, wissen um keine größere Lust, als wenn sie immer kratzen, und die Haut bis zum bluten

 zer-

zerreissen können. Die scharfe beissende Materie, die zwischen Haut, und Fleisch stecket, täuscht sie so sehr, daß sie sich jenes zur Wohllust machen, was allen übrigen, und ihnen selbst, so bald sie des Uebels los sind, als eine wahre Pein vorkömmt.

Diese zwo Gleichnisse sind des berühmten **Wilhelms von Auvergne**, Bischofs von Paris, der sich in seinem Tractatu de Sacramento Matrimonii cap. 7. nebst diesen noch mehrerer derley Gleichnisse bedienet.

XVII.

Die Blindheit der Menschen.

Man hat einem die Augen ausgestochen, spricht wiederum der heilige **Augustinus**. Obwohl man ihm alles übrige gelassen hat; nennet ihn jedermann einen Armen, einen Unglücklichen. Verliere einer die Augen des Gemüths; sey er aber daneben reich, geehret, und geliebt, so werden ihn alle beneiden, und glücklich schätzen. Aber welche? Die ebenfalls blind sind, und die Augen verloren haben. O der Finsternisse! nicht der Nacht, nicht derjenigen, die aus Abwesenheit

heit des körperlichen Lichts, sondern von der Sünde, und Verlassung der uns erleuchtenden Gnade entstehen. O unsinnige Menschen, die also urtheilen, und den also Urtheilenden Glauben beymessen! denn eben die sinds, welche noch für diese wollen gehalten seyn, und in dieser Blindheit nicht anders denn bey hellem Licht frohlocken.

XVIII.

Wie man sich an das Geschrey des Gewissens gewöhnet?

Diejenigen, so neben dem Falle eines Flusses wohnen, können anfangs nicht schlafen. Das schreckliche Getöß wecket sie immer auf. Aber nach, und nach nimmt ihre Unruhe ab: sie gewöhnen sich daran, und endlich denken sie so wenig mehr darauf, als jene, die gar nichts hören, und bey größter Stille schlafen gehen. Ist es anders bey jenen, die wegen der Stimme und den Vorwürfen des bösen Gewissens weder bey Tag, noch Nacht Ruhe hatten; aber allgemach sich darein schickten, und es wirklich dahin brachten, daß sie davon kaum mehr etwas merken.

XIX.

Von der Verstockung.

1. Ein Glied, das die Verfäulung nicht mehr empfindet, und ganz erstarret ist, wird weggeschnitten: und mit dem Körper, der sein Fieber nimmer störet, ists aufs äusserste gekommen. Das nun, saget der heilige **Bernardus**, ist der Zustand jener Sünder, welche die Größe, und Anzahl ihrer Sünden, oder die nächste Gefahr ihres Verderbens nimmer erkennen.

2. Es sey mir erlaubt noch folgende Frage beyzusetzen: Wie ist es dann erst, wenn der Kranke seine Krankheit noch liebet? wenn er die Aerzte wegjagt, und das für Gesundheit hält, daß er nicht weiß, wie krank er ist?

XX.

Von jenen, die, weil sie noch gesund, und glücklich sind, nicht einmal im Alter von ihrem freyen, und wohllüstigen Leben abstehen.

1. Gott läßt dieß zu, er giebt ihnen Gesundheit, und Ueberfluß an allen Sachen; daß sie die Welt, wie ehemals in der Jugend, geniessen mögen. Warum doch das? Ich wills dir mit zweyen Worten sagen. Auch der Arzt gestattet denen alles, bey denen er kein Aufkommen mehr hoffet. Dieß ist der schöne und edle Gedanken des heiligen **Gregorius** des Großen.

2. Diese Ruchlosen, wenn sie guter Dinge sind, kann ich bedauren; nicht beneiden. Das ist fettes Vieh, spricht der heilige **Hieronymus**, das zum eigenen Tod gemästet wird, und so unwissend der Schlachtbank zueilet.

XXI.

Von der Angst beym Annahen des Tods.

Gleichwie diejenigen, schreibt Chrysostomus, die im Kerker wohnen, ihr Leben immer in Furcht und Angst zubringen, doch meistens an dem Tage erschrecken, an dem man sie ausführen, und dem Richter vorstellen will; also zwar, daß sie schon glauben seine Stimme zu hören; vor Entsetzen gleichsam erstarren, und wie Todte erblassen; so geht es einer Seele die gesündiget hat. Sie wird zwar immer geängstiget, so oft sie sich dessen erinnert; aber niemals so, als wenn sie vom Leib getrennet, und jenem fürchterlichen Richterstuhle soll vorgestellt werden. Sie zieht sich dann gleichsam zurück, sie will fliehen, und sich verbergen. Denn sie sieht die ganze Schaare ihrer Laster vor sich, und der schreckliche Ankläger steht wirklich da. Das Bett wird erschüttert, die Augen verkehret, und durch das Beben aller Glieder werden sogar die Umstehenden zittern gemachet. Ach meine Brüder! ein jeder

der aus uns ist ein Schuldiger, ein Sünder, der sich weit ärger und öfter an Gott, als ein Uebelthäter an der Obrigkeit vergriffen hat. Lasset uns jetzund recht fürchten; damit wir uns dorten minder zu fürchten haben.

XXII.

Das Gewicht der Ewigkeit.

O Ewigkeit, wie quälest du jeden Augenblick einen Verdammten, der an dich gedenket! wenn man einem Uebelthäter eine Kugel von ungeheurem Gewicht auf die Brust legte, würde diese, weil sie ein **runder** Körper ist, ihn nur mit einem einzigen Punkte berühren; allein weil sie zugleich ein **zusammenhangender** Körper ist, würde er dennoch ihr ganzes Gewicht tragen müssen. Auf eben diese Weise wird ein Verdammter nebst seinen übrigen Peinen noch jeden Augenblick von der sammtlichen Last seiner unglücklichen Ewigkeit gedrückt, wie **Tertullianus** erinnert. Diese Ewigkeit besteht aus Augenblicken, als ihren Theilen; und

in einem jeden dieser so kleinen, und geringen Theile empfindet er das Ganze. Er ist schon im ersten Zeitpunkte, was er immer seyn, und bleiben wird.

Der
siebente Abschnitt.

Gleichnisse
der
Kirchenväter
von
verschiedenen Gegenständen
der natürlichen Moral.

I. Von den ersten Eindrücken bey den Kindern.
II. Von dem guten Anfange.
III. Von der Neigung der Aeltern.
IV. Von guten Räthen.
V. Von der Bescheidenheit.
VI. Die eignen Fehler bemerken wir nicht.
VII. Man muß oft mehr auf einen, oder auf wenige, denn auf die Menge zurücksehen.
VIII. Wiederum von unvernünftigen Urtheilen.
IX. Im Zorn unterscheidet man nichts.
X. Mit Zornmüthigen läßt sich nicht scherzen.
XI. Dem Mächtigern muß man weichen, nicht widerstreben.
XII. Wegen geringen Fehlern muß man keinen verachten.
XIII. Von kützlichten Geschäfften.
XIV. Ehre muß man nicht suchen.
XV. Die gemeinen Leute sind immer ruhiger, denn die Vornehmen.
XVI. Mit den Unterthanen muß man nicht zu herrisch seyn.
XVII. Von der Gunst, und Parteylichkeit in Besetzung der Aemter.
XVIII. Vom verdächtigen Umgang.
XIX. Liebshändel lassen sich hart verdecken.
XX. Auch jene Bestrafungen, die nur mit Worten geschehen, müssen mit Sanftmuth gewürzet seyn.
XXI. Man ist denen, die uns bestrafen, sehr verbunden.
XXII. Man darf jene, die ihrem Verderben zugehen, nicht mit Ruhe lassen.

XXIII.

XXIII. Man muß an sich selbst nicht dulden, was man an andern rüget.

XXIV. Die unsere Verbrechen am gehörigen Ort nicht anzeigen, sind nicht unsere Freunde.

XXV. Die Satyre, die wider Laster, und Lasterhafte gebraucht wird, kann viel Nutzen schaffen.

XXVI. Eine einzige Person ist schon im Stand die Ruhe, Ordnung und Einigkeit aus einem Hause zu verbannen.

XXVII. Die häuslichen, und einheimischen Feinde thun großen Schaden.

XXVIII. Gefahren, die man schon kennet, hat man minder zu fürchten.

XXIX. Uneinigkeit ist leichter gestiftet, als aufgehoben.

XXX. Von unerwarteten, und gählingen Zänkereyen.

XXXI. Bey jenen, welche Zwietracht stiften, ist das schlimmste, daß sie unter sich einig sind.

XXXII. Es giebt manche Zwietracht, welche sehr nützlich ist.

XXXIII. Man merket die Schädlichkeit des Saufens, und dessen böse Wirkungen auf die Gesundheit erst den folgenden Tag.

XXXIV. Von der Niederträchtigkeit der Tellerschlecker.

XXXV. Ein großes Gemüth läßt sich mit Schmeicheleyen nicht leicht beykommen.

XXXVI. Von den Ehrgeitzigen, die ihre Gesuche mit der Demuth decken.

XXXVII.

XXXVII. Die Gleißner richten sich ganz nach der Denkensart derjenigen, welche sie verführen wollen.

XXXVIII. Warum die bösen so gern beysammen sind?

XXXIX. Die Widerwärtigkeiten sind eine Wohlthat Gottes, für die wir demselben mehr als für andere zu danken haben.

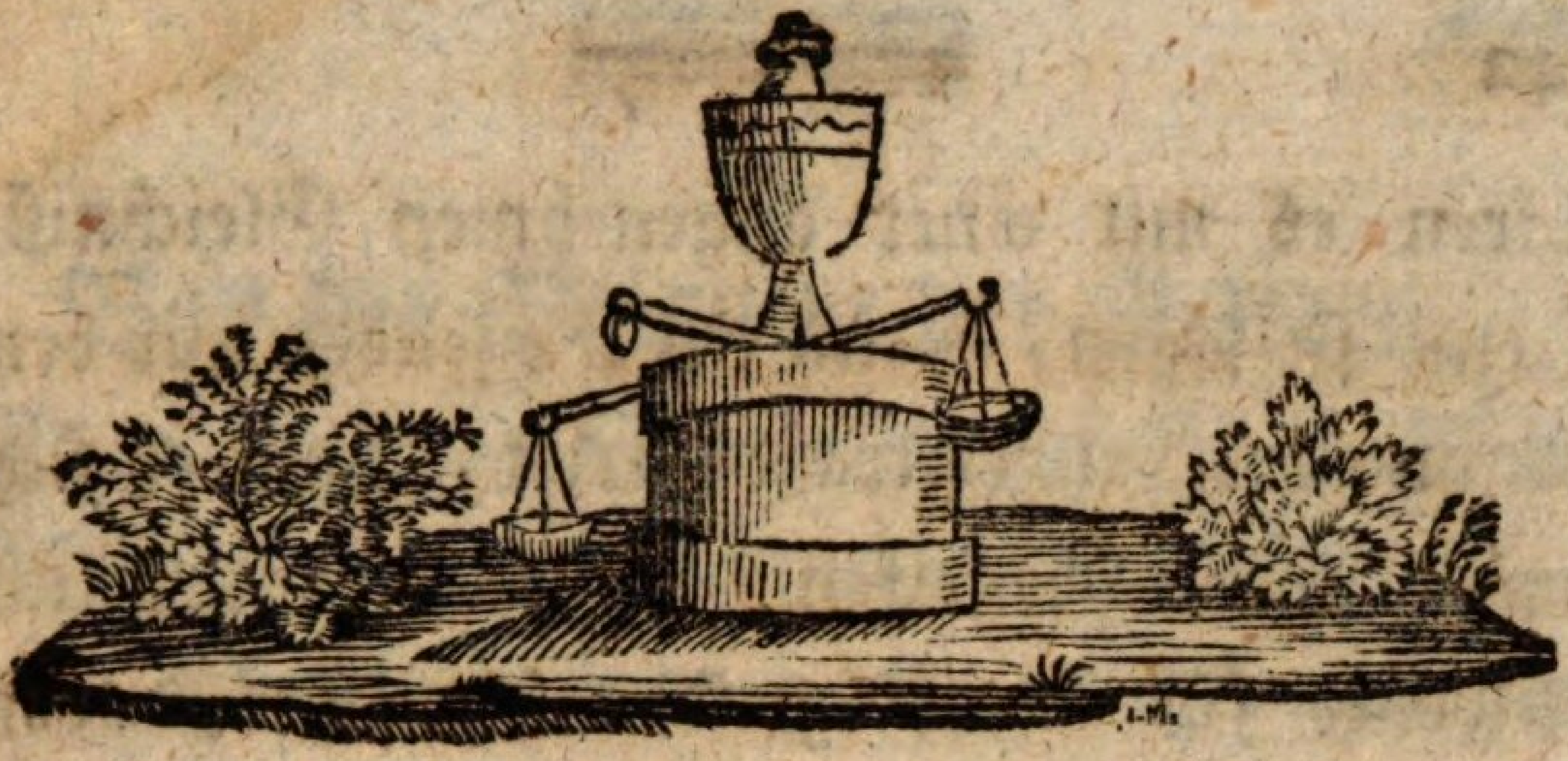
XXXX. Gott muß uns öfter was auf eine Zeitlang wegnehmen, damit wirs durch den Verlurst einmal schätzen lernen.

XXXI. Mancher Verlurst bringt großen Gewinn.

XXXXII. Von der Begierde noch länger zu leben.

XXXXIII, Man soll sich bey schlimmen Zeiten erfreuen, wenn man bälder ab der Welt kömmt.

XXXXIV. Tugendhafte, und große Gemüther zeigen vorderst im Tod ihre Tugend und Größe.



I.

Von den ersten Eindrücken bey den Kindern.

Die ersten Eindrücke, und Lehren bey den Kindern, sie mögen gut oder schlimm seyn, bleiben ihnen durchs ganze Leben. Sie sind gleich den Zeichen, die man in noch zarte Bäumlein schneidet. Diese vergehen nimmer, und wachsen mit dem Stammen so auf, daß je dicker, und höher der wird, sie ebenfalls immer breiter, und größer werden.

II.

Von dem guten Anfange.

1. Dimidium facti qui bene cæpit habet. Der hat schon die Hälfte gewonnen, der gut angefangen hat. So singt der lateinische Poet. Die heiligen Lehrer er-

klären

klären es mit einer angenehmen Gleichniß. Denn sie sagen, wenn ein Reisender nur den Anfang der Landesstraße betritt, kann er sich lange damit behelfen: und sich so ziemlich entweder für die folgenden Strassen, oder doch wenigst auf neue Wegweiser verlassen. Die Wege zur Tugend und Klugheit haben diesfalls nichts besonders; wer zu ihnen gelangen will, muß vorderst beym Anfang Acht haben, daß er sie nicht verfehle, und unrecht geniessen werde.

2. Noch ein anders, eben so schönes Bild haben wir an einem Baume. Siehst du jene ungeheure, und gerade Eiche, die sich mit ihrem Gipfel in die Höhe thürmet, und die Aerme gegen den Himmel erhebet! Sie ist anfangs nur eine Ruthe, nur ein kleines Schooß gewesen. So nehmen auch die Kinder zu, wenn sie das Glück haben gleich anfangs guten Unterricht zu bekommen. Sie wachsen mit der Zeit, und ihr Fortgang kömmt von selbst. O mein Kleiner! laß dich gleich anfangs beugen, wenn du grad bleiben, und in die Höhe steigen willst.

III.

III.

Von der Neigung der Aeltern.

Der Author Operis inperfecti in Matthæum, den man ehemals für den heiligen Chrysostomus hielt, machet eine gar artige Gleichniß darüber. Seine Worte sind. Was in den Pflanzen, und Bäumen der Saft, das ist in den Menschen die Liebe, gleichwie die Pflanzen von dem Saft entstehen, und wachsen, so bekommen auch die Menschen ihren Anfang, und ihren Zuwuchs durch die Liebe. Nun aber kömmt der Saft freylich aus den Wurzeln in die Pflanze; aber aus der Pflanze geht er nicht wieder in die Wurzeln; sondern steigt in Saamen. So gehts mit der Neigung der Aeltern zu den Kindern; nicht von den Kindern zu den Aeltern; darum haben jene allemal mehr Liebe für diese, als diese für jene; denn die Kinder, müssen gar viel von ihrer Neigung für jene sparen, die in Zukunft von ihnen gebohren, und erzogen werden sollen.

IV.

Von guten Räthen.

Man hat eine Bürde Schlüssel für alle Schlösser eines Hauses. Nicht ein jeder kann jedes aufmachen. So ist es mit guten Rathgebern. Man muß nicht nur einen, oder den andern fragen; denn nicht alle können für alle Umstände rathen.

Im Gegentheil, damit wir bey voriger Gleichniß bleiben; wenn man ebendieselbe Bürde nimmt, und alle Schlüssel probieret, wird man sicher auf den kommen, der die geschlossene Thüre öffnet; dann alle zusammen können alles aufmachen. So ists wiederum mit guten Rathgebern. Wenn man alle, die zu solchen Geschäfften gebraucht werden, darüber befraget, wird man sicher auf den Rath kommen, der unserer Lage angemessen ist. Denn alle zusammen können für alle Umstände rathen.

V.

Von der Bescheidenheit.

1. Wer ohne Zaum, oder Sporn reitet; wer das Pferd treibt, wo ers inhalten, oder inhält, wo ers treiben soll, wird ohne Mühe nicht weiter kommen. So ists mit jenem, der andere regieren soll, und keine Bescheidenheit hat. Ist man mit jenem, was dazu gehöret, nicht versehen, oder weiß mans nicht zu brauchen, kurz, kann man nicht reiten, geht man besser zu Fuß: und ist man unbescheiden, läßt man das Regieren andern über.

2. Was verliert der, welcher sich beym Aufziehen einer Saite Zeit läßt, damit er diese nicht überspanne? Nichts. . Denn die Saite bleibt ganz. Was gewinnt der, welcher im Gegentheil nicht Acht darauf hat, und die Saite schnell anstrenget, bis sie springt? Etwa die Zeit? Nein; diese ist verloren, wie die Saite; weil es hernach nur desto länger hergeht, bis eine neue eingezogen, und gestimmet ist. Dieß erinnert der heilige **Chrysostomus**, als er von der Bescheidenheit zu reden kam

VI.

Die eigenen Fehler bemerken wir nicht.

Das Aug sieht von Natur alles, was ausser ihm ist; sich selbst kann es anders, als durch Kunst, nie recht sehen. Das geschieht auch bey unserem Verstande. Er bemerket anderer ihre Fehler; die eignen wird er ohne angewandte Mühe nie erkennen.

VII.

Man muß oft mehr auf einen, oder auf wenige, denn auf die Menge zurücksehen.

Was willst du lieber, hundert falsche Edelsteine, oder ein Paar gute? Was gilt mehr eine Goldmünze, oder ein Beutel voll Kupfermünzen? Da hast du den Unterschied zwischen den Urtheilen eines, oder des andern Weisen, und den Urtheilen einer grossen Schaar, die nur aus Gecken besteht, und keine Einsicht hat.

VIII.
Wiederum von unvernünftigen Urtheilen.

Es urtheilen aber andere ganz anders, wendet sich der H. Gregorius von Nazianz selbst ein? Was liegt mir an diesen, der ich nur auf das Urtheil der Wahrheit gehe? Wenn diese mich ledig spricht, bin ich glücklich; wenn diese mich verdammet, bin ich unglücklich. Was andere davon halten geht mich so wenig an, als was sie träumen. Es urtheilen andere ganz anders! Ja wohl; was folget daraus? Meynen nicht auch jene, welche den Schwindel haben, die Erde, die auf ihren Grundfesten steht, bewege sich? Halten die Betrunkenen nüchtere Leute für vernünftiger als sie sind? Glauben sie nicht im Gegentheil, daß sie auf dem Kopf stehen, und unter über sich gehen? Glauben nicht einige, wenn sie krank sind, was süß ist sey bitter? Darum aber befindet sich die Sache an sich selbst nicht anders. Mache mich zuvor glauben, daß diese Leute, die von mir so urtheilen, vernünftig sind: und alsdann heisse mich anders denken.

IX.

Im Zorn unterscheidt man nichts.

Es geht bey Erzörnten, wie bey einem nächtlichen Auflauf, oder Raufhandel; wo man weder den Vornehmen vom Schlechten, noch den Unschuldigen vom Schuldigen, noch den Freund vom Feind mehr unterscheidt. Denn der Zorn verdunkelt den Verstand eben so sehr, als die Nacht die Augen, spricht der heilige **Chrysostomus.**

X.

Mit Zornmüthigen läßt sich nicht scherzen.

Mit einem geladenen Rohr muß man sehr behutsam umgehen; aufs blosse, und erste Berühren kann es losgehen. Der Mangel dieser Behutsamkeit hat schon viele das Leben gekostet. Das beste ist dann, man lasse das Rohr stehen. Eben so wenig muß man mit jenen zu schaffen haben, die so gleich auf ein jedes Wörtlein, das sie unrecht verstehen, aufbrinnen, und in Unbilden, Schläge, und Mordthaten ausbrechen.

XI.

Den Mächtigern muß man weichen, nicht widerstreben.

Was erhält die kleine Bäumlein, wenn der Nordwind brauset? daß sie sich biegen; und keinen Widerstand thun. Was reisset hingegen die Eichen, und Ceder um? Weil sie stehen bleiben, und dem, der mächtiger als sie ist, nicht nachgeben wollen.

XII.

Wegen geringen Fehlern muß man keinen verachten.

Ein Mann, der nur kleine Fehler hat, ist in der That ein wackerer, ein kostbarer, ein seltener Mann. Gleichwie man dann einen Edelstein dennoch in Ehren hält, wenn er schon staubig, oder nicht am schönsten gefasset ist, so muß man auch jenem wegen seinen geringen Fehlern nichts entgelten lassen. Beyde verlieren nichts von ihrem Werth, und darum sollen sie auch nichts von ihrer Hochschätzung verlieren.

XIII.

Von kitzlichten Geschäften.

Es geschieht öfter, daß die Gassenbuben, wenn sie einen abgenutzten Strick antreffen, denselben auseinander reissen wollen. Sie ziehen dann von beyden Seiten daran; und da sie alle Kräfte brauchen; da der Strick wirklich bricht, fallen zugleich jene die auf der rechten, und linken Seite daran zogen, zu Boden; alle werden verletzet. So geht es mit gewissen Geschäften. Man mag sie von dieser, oder jener Seite angreiffen: man mag mit denen halten, die dafür, oder mit andern, der dawider sind, wird man allemal geschlagen, und kömmt nie ohne Schaden daraus.

XIV.

Ehre muß man nicht suchen.

Der heilige Hieronymus machet die Anmerkung, die Ehre begleite die Tugend wie der Schatten; welcher vor jenen die ihm nachlaufen zu fliehen, und jenen, die ihn fliehen, nachzulaufen pfleget.

XV.

Die gemeinen Leute sind immer ruhiger, denn die Vornehmen.

Der Author operis imperfecti in Matthæum schreibt vortrefflich, die Aeste jener Bäume, die in der Höhe stehen, werden durch jedes mindeste Lüftlein in Bewegung gebracht; da indessen diejenigen, die im Thal, und in der Tiefe sind, dabey ganz ruhig, und ohne alle Bewegung bleiben. Ja gewiß eine jede Nachricht, eine jede Kleinigkeit, oder Einbildung kann einen Ehrgeizigen, einen Hochmüthigen aus der Fassung bringen; bey denen ein anderer, welcher demüthig, und sittsam ist, lauter Gelassenheit, oder Gleichgültigkeit zeiget.

XVI.

Mit den Unterthanen muß man nicht zu herrisch seyn.

Was mit Gewalt, und Furcht erzwungen wird, schreibt **Gregorius von Nazianz**, nebst dem daß es tyrannisch, und wider unsere Natur ist, hat keine Dauer. Denn wie eine Pflanze, die man mit der Hand ge-

walltthätig umgebogen hat, so bald man sie wieder ihr selbst überläßt, die vorige Stellung nimmt, so pfleget auch der Mensch, bey dem man Gewalt brauchet, so bald er kann, sich in die Freyheit, und seine gewöhnliche Lage zu setzen. Hochschätzung, Wohlwollen, und Liebe ist, was der Herrschaft eine Dauer giebt, und die Gesetze gelten machet.

XVII.
Von der Gunst und Parteylichkeit in Besetzung der Aemter.

Die Waage ist allemal das beste Sinnbild der Gerechtigkeit gewesen: und wie sie beym Urtheilen auf das Gewicht der angeführten Proben sieht, so muß sie auch in Vertheilung der Aemter, und Gnaden das Verhältniß der Fähigkeiten, und Verdienste in Betrachtung ziehen. Saget doch nicht: **Ich will keinen Schaden; es ist da nicht um Recht, sondern um Gnade zu thun.** Denn wie man der Waage, je mehr man auf eine Schaale leget, desto mehr der andern entzieht, so schadet man auch andern, so oft man einem zu günstig ist. Sey es, daß man Gnaden austheilt, und daß keiner ein

per-

persönliches Recht auf das hat, was du nach Gutdünken vergeben, oder schencken kannst; so verliert doch dein Gutdünken den Namen, wenn du mehr aufs Beste eines einzigen, als jenes der ganzen Gemeinde Bedacht nimmst. Vieles ist nicht wider die Gerechtigkeit, das wider die Billigkeit ist. Auf die aber muß ein Herr eben so sehen, wie ein Richter auf jene zu sehen hat.

XVIII.

Vom verdächtigen Umgange.

Wer viel mit Oefen umgeht, wenn er schon nicht gebrennet wird, und Flammen fasset, fängt doch Rauch, und riecht nach Feuer. Eben so wer sich viel bey gewissen Personen aufhält, wird verschreyet, wenn er sich schon, wie er vorgiebt, mit ihnen nicht tiefer einläßt.

XIX.

Liebeshändel lassen sich hart verdecken.

Hier haben wir fast eben den Gegenstand; darum wollen wir wieder die vorige Gleichniß brauchen. Die Liebe, welche un-

erlaubt ist, hat zwar von Natur, daß sie Winkel suchet, und geheim will gehalten seyn. In dem Stücke ist dieß Feuer vom andern natürlichen Feuer sehr unterschieden. Doch kömmt es um so mehr in andern Stücken mit ihm überein; und sonderbar in dem, daß wenn es irgendwo verstecket ist, und keinen Ausbruch nimmt, es sich wenigst durch den Rauch, und Gestank zu verrathen pfleget.

XX.

Auch jene Bestrafungen, die nur mit Worten geschehen, müssen mit Sanftmuth gewürzet seyn.

Strafworte, schreibt der heilige Martinus von Bragara, sind wie Nägel, die man einschlagen soll. Weil dann diese immer lieber, und tiefer eindringen, die einen weichen, als die einen rauchen, oder harten Eingang finden, giebt sich von selbst, daß auch bey jenen immer etwas von Sanftmuth mit unterlaufen soll.

XXI.

XXI.

Man ist denen, die uns bestrafen, sehr verbunden.

Wer ist grausamer, fraget der heilige Augustinus, als ein Arzt, der mit Feuer und Schwert zum Kranken kömmt? Ja vielmehr, fraget er wiederum, wer ist liebreicher, und mitleidiger als eben dieser? Der Kranke heulet, und schreyet; er aber fährt fort zu schneiden, und zu brennen. So hart es ihn ankömmt, läßt er sich dadurch nicht abhalten. Nein, gewiß das ist keine Grausamkeit; vielmehr wäre es grausam, wenn er anders thäte. Er wütet freylich, aber wider die Wunde; den Menschen zu retten, um den es, wenn er verschonete, geschehen wäre. Aber nur Geduld! eben jener, der itzt so klaget, wird ihm danken, wenn die Operation vorüber ist. Denn mit dieser hat Gefahr und Schmerzen ein End.

XXII.

Man darf jene, die ihrem Verderben zugehen, nicht mit Ruhe lassen.

Wenn du einen Kranken, der die Schlafsucht hat, nicht stupfen, und wecken wolltest, wärest darum mitleidig zu nennen? Vielmehr grausam. Er bittet aber, ich solle ihn doch schlafen lassen; er saget, das Leben achte er nicht; er sterbe gern? Recht; aber dies thörichte Verlangen solltest du auf alle Weise zu hintertreiben suchen. Du hast auf deine Pflichten, nicht auf seine Klagen zu sehen. Das gleiche mußt du gegen den beobachten, der des Heils ganz unbekümmert in der Sünde, und seinen bösen Gewohnheiten einschlafen will. Du mußt ihm seine Gefahr vorstellen: du mußt ihn, so ungehalten er darüber wird, ohne Unterlaß aufwecken. Sonst ist er hin. Deine Nachsicht bringt ihn ums Leben; nicht nur um jenes, von dem oben die Rede war, sondern ums ewige Leben, spricht der heilige **Augustinus.**

XXIII.

Man muß an sich selbst nicht dulden, was man an andern rüget.

Wenn der Arzt selbst krank läge, und doch fortführe andere zu heilen; aber eben dadurch sich selbst vernachlässigte; würde er so aufs gemeine Beste denken? Würde man ihm dafür Dank wissen? Würde man ihn nicht einen Narren heissen: und ihm das bekannte: Medice cura te ipsum! Arzt hilf dir selbsten! vorrücken? Sehet! das Gleiche haben alle die zugewarten, bey denen man wahrnimmt, daß sie bey Besorgung des fremden Wohls ihr eigenes vergessen, und, so öfter wider ein Laster eifern müssen, welches sie leider! selbst begehen.

XXIV.

Die unsere Verbrechen am gehörigen Ort nicht anzeigen, sind nicht unsere Freunde.

Thut der unrecht, fraget Augustinus, welcher die Krankheit, oder Wunde des andern einem Leib- oder Wundarzte entdecket? Im Gegentheil würde er gröblich fehlen,

len, wenn ers unterließ, und dazu stillschwiege. Hier ists eben so; wenn man die Wunden, und Krankheiten einer Seele denjenigen nicht anzeiget, die diesen abhelfen, und jene noch retten können. Ja das Unrecht wäre in unserm Fall weit größer; weil auch der Schaden viel größer, und darum die Gefahr bedenklicher, als dorten, ist.

XXV.

Die Satyre, die wider Laster, und Lasterhafte gebraucht wird, kann viel Nutzen schaffen.

Der Blutegel hänget sich stark ein, und beißt heftig; doch, weil er dadurch das schlimme Geblüt auszieht, hat man darüber gar nicht zu klagen; sondern zählet ihn unter die beßten und leichtesten Heilungsmittel. Ein gleiches muß man von jenen Satyren und eingreifenden Stachelschriften sagen, die wider die herrschenden Laster, und ihre Verfechter herauskommen. Sie beissen; ist wahr, sie gehen bis aufs Lebendige, sie stechen, bis sie Blut haben; allein das ist gesund, das machet die Bosheit schüchtern, das schrecket noch manchen ab; und so bringet die Furcht der

Schan-

Schände zu wege, was die Furcht Gottes nimmer zu wege brächte.

XXVI.

Eine einzige Person ist schon im Stand die Ruhe, Ordnung, und Einigkeit aus einem Hause zu verbannen.

1. Es hat diesfalls eine Familie das gleiche Schicksal, welches das Haus hat, in welchem sie wohnet. Sey es noch so wohl gebauet, und gewölbet; so bald sich ein Stein daran ledig machet, werden auch die übrigen nachgeben; und wenn man nicht eilends zu Hülf kömmt, muß das ganze Haus zerfallen. So machet auch eine einzige Person, die nicht verträglich ist, alle zerfallen, und hebt die vorige Eintracht gänzlich auf. Es muß nämlich, wie **Gregorius** der Große spricht, bey einer Gemeinde ein Mensch den andern Menschen, wie bey einem Gebäude ein Stein den andern tragen.

2. Eben diese Wahrheit zeiget sich in der Gleichniß mit einer Laute. Wenn an selbiger nur eine Saite springet, ist schon alle Uebereinstimmung, aller Wohlklang hin.

Fru-

Frustra concordes aliæ. Umsonst stimmen andere zusammen.

XXVII.

Die häußlichen und einheimischen Feinde thun grossen Schaden.

Wenn bey einem Sturme die Schifleute unter einander Händel anfangen, oder Aufruhr erregen: wenn sie lärmen, und ein Geschrey erheben, daß man davor nicht nur sein Wort, sondern nicht einmal die Fluten mehr hört, wer wird, ich sage nicht, das Steuerruder führen, sondern was anders, als den ohnehin drohenden Untergang gewärtig seyn? Dieß Gemälde stellet uns den erbärmlichen Zustand eines Hauses vor Augen, das bey allem seinem Unglücke, und nahem Untergange noch überdas mit Händeln, und innerlichen Zwistigkeiten gestrafet ist.

XXVIII.

Gefahren, die man schon kennet, hat man minder zu förchten.

Ein wilder Ochs, dem man zum Zeichen einen Strohbusch ans Horn bindet: ein Abgrund, oder Sturzfall, den man schon von weitem sieht: eine Büchse, welche die Aufschrift hat: **Es ist Gift darinn!** können nicht so leicht schaden; und so ists auch mit einem, der offenbar unser Gegner ist, und sich nimmer zu verstellen weiß.

XXIX.

Uneinigkeit ist leichter gestiftet, als aufgehoben.

Man fährt viel geschwinder mit der Fuchtel heraus, als man sie einstecket: und Händel sind leichter angefangen, als beygeleget.

XXX.

Von unerwarteten, und gählingen Zänkereyen.

Der heilige Basilius der Große schreibt: gleichwie das Gebell eines Hundes auch andere Hunde bellen machet, so erwecket die Stimme eines Zornigen auch andere zum Zanken. Und so bellen sie zusammen, bis sie desselben müde sind.

Nein, wenn du von einem grobe, stachlichte, schimpfliche Worte gehöret hast, sollst du nie auf gleiche verfallen; noch was jener böses anfieng, fortsetzen helfen. Sonst häufet einer des andern Sünde, und Schande. Ein jeder will gröber, stachlichter, schimpflicher seyn: ein jeder den andern mehr aufbringen. So aber seyd ihr zween Hunde. Ihr streitet um den Vorzug der Bosheit; wer aber in diesem Streite den andern übertrifft, ist nach dem Urtheile aller Vernünftigen elender als der, welchen er bemeistert hat. Sey es, daß ein Hund, wenn er den Nachbar bellen höret, sich einbildet, auch er müsse bellen; ein Mensch denkt nicht so; sondern, wenn der Hund bellet, geht er schweigend vorüber,

und nimmt sich dessen nicht in Acht. Sey dann zu Schimpf- und Scheltworten ein Mensch, nicht ein Hund, wie jener schon ist, der dich damit gleichsam anbellet.

XXXI.

Bey jenen, welche Zwietracht stiften, ist das schlimmste, daß sie unter sich einig sind.

Die Händelstifter sind diesfalls, wie eine offene Scheere. Die zween Theile derselben kommen nur zusammen, alles theilen und trennen zu können, was dazwischen kömmt. Blieben sie entzweyt, wären sie nicht im Stand andere zu entzweyen.

XXXII.

Es giebt manche Zwietracht, welche sehr nützlich ist.

Wenn in einem Schiffe, das Gefahr leidet, um diese von sich abzulehnen sich alle auf eine Seite henkten, wären Schiff und Leute verloren. Darum müssen in einer Gemeinde die Rathsherrn, und Beamte, wenn sie merken, daß alle dort hinaus wollen,

len, was ohne Schaden, und Unglück nicht geschehen kann, bedacht seyn, die Meynungen und Stimmen zu trennen; damit sich einige da, die andern dorthin lenken, und so eben durch diese heilsame Zwietracht zugleich das Gleichgewicht und das gemeine Wesen erhalten werden.

XXXIII.

Man merket die Schädlichkeit des Saufens, und dessen böse Wirkungen auf die Gesundheit erst den folgenden Tag.

Man sieht bey den Flüssen, so lange sie angeschwollen sind, nichts besonders, als daß sie trüber laufen; aber wenn sich das Gewässer geleget hat, sind im Rinnsaal überall Sand, Steine, Gestrauch, Schlamm und Gruben anzutreffen. Eben so bemerket man bey den Saufern, so lange sie betrunken sind, weiter nichts, als daß ihr Verstand trüb ist; wenn aber der Rausch aufgehört hat, welch ein Anblick! welche schwarzgelbe Farbe! welch stinkender Athem! welche Auszehrung am Fleisch! welches Zittern an den Händen! wel-

welcher Schwindel im Kopf! welcher Eckel im Magen! ꝛc. So erkläret diese Sachen der heilige Basilius der Große.

XXXIV.

Von der Niederträchtigkeit der Tellerschlecker.

Ein Tellerschlecker, oder Schmarotzer läßt sich vom Gespötte jener, die auf ihm herumreiten, und ihn beym Tisch zum besten haben, gar nicht irre machen; wenn er sich nur satt fressen, und den Kragen schoppen kann. Er ist wie der Esel, der sich vor Hunger über die Disteln hermachet. Sie stechen ihn jämmerlich im Maul; er denket aber: Stechet, wenn ihr nur sättiget.

XXXV.

Ein großes Gemüth läßt sich mit Schmeicheleyen nicht leicht beykommen.

Einen Löwen darf man nicht streichen. Die Schmeicheleyen, und das Schönthun, wie mans nennet, sind da nicht am rechten Orte angebracht. Man dörfte es noch gar mit der Haut bezahlen. Auf gleiche Art

haben grosse Fürsten, und andere erhabene Leute die Schmeichler allemal in einer ziemlichen Entfernung von sich gehalten. Ihr Beyfäll, und ihr Lob wär ihnen zu niederträchtig.

XXXVI.

Von den Ehrgeitzigen, die ihre Gesuche mit der Demuth decken.

Sie liegen auf dem Boden, wie die Säulen beym Steinmetzen. Sie lassen sich mit Füssen tretten, und mit Koth bemackeln. Aber warum? Damit so ihre Länge besser bemerket, sie gelobet, zur Schaue aufgerichtet, und in die Höhe, wo sie über alle hinaussehen können, erhoben werden.

XXXVII.

Die Gleißner richten sich ganz nach der Denkensart derjenigen, welche sie verführen wollen.

Der Polyp (*) nimmt von jedem Felsen, an dem er klebet, die Farbe an; damit die Fische, denen er nachstellet, dadurch ver-

(*) Ein vielfüssiger Raub- und Meerfisch.

verführet, sich sicher glauben, und ihm leichter zur Beute werden. Die Gleißner bedienen sich eben dieses Vortheils: sie nehmen anfangs alle Gesinnungen derjenigen an, welche sie zu Grund richten wollen. Darum ist ihnen nicht so leicht zu entgehen, als sich manche einbilden.

XXXVIII.

Warum die Bösen so gern beysammen sind?

Wo alle übel riechen, wird der Gestank eines einzigen nicht so bemerket: und wo alle ruchlos, alle lasterhaft, und Freydenker sind, haben sie sich nimmer zu scheuen, oder in Acht zu nehmen.

XXXIX.

Die Widerwärtigkeiten sind eine Wohlthat Gottes, für die wir demselben mehr als für andere zu danken haben.

Sage her, für was ist ein Kind seinem Vater mehr schuldig; daß er ihm etwas leckerhaftes zu essen vorleget, oder daß er ihm ein glänzend Messer, oder eine Scheere, an denen es sich schneiden würde, seines Weinens, und Schreyens ungeacht aus den Händen reißt? Was du vom Vater, und vom Kind antwortest, antworte ich von Gott, und dir, wenn er etwas, das gefällt, aber schadet, entzogen hat. Wie! du traurest, du vergiessest Thränen über eine Wohlthat; und zwar über eine größere Wohlthat, als jene waren, durch die er dir Glück, und Vergnügen geschicket hat?

XL.

Gott muß uns öfter auf eine Zeitlang was wegnehmen; damit wirs durch den Verlurst einmal schätzen lernen.

Unsre Augen sind so bestellt, daß sie jenes, was ihnen gar nahe ist, nimmer unterscheiden können. Darum muß man den Gegenstand ein wenig entfernen, und in den Gesichtspunkt stellen, der ihm angemessen ist. Wir haben von Gott viele Sachen; die, weil wir sie immer bey uns haben, zuletzt nimmer achten, und für keine Wohlthaten mehr ansehen. Und das ist benanntlich von der Gesundheit zu verstehen. Er muß uns dann diese auf einige Zeit wegnehmen; damit wir eben durch die Entfernung, und den kurzen Verlurst sie einmal besser kennen, und höher schätzen lernen.

XLI.

Mancher Verlurst bringt großen Nutzen.

Wer sich mit starken Wein, oder niedlichen Speisen überladen hat, darfs für ein Glück schätzen, wenn er sie wieder von sich werfen kann. So ists auch, wenn einer mehr Güter oder Erben besitzt, als ihm zu seinem Heile nützlich sind. Nichts würde für ihn so vortheilhaft seyn, als eben der Verlurst.

XLII.

Von der Begierde länger zu leben.

Um Gottes Willen! was würde man von dem halten, der von den Beschwerden einer Reise ganz abgemattet, und zerschlagen, den Wunsch äusserte, daß doch diese Reise niemals ein Ende nähme! das gleiche muß man von jenem halten, sprechen Augustinus und **Gregorius** der Große, der ungeacht der Mühseligkeiten dieses elenden Lebens, das ihm längst verleidet seyn sollte, nur wünschet noch immer leben zu können, und diesen schlimmen Tagen noch andere vielmehr schlimmere Tage beyzusetzen?

Was

Was ist doch das anders als sich plagen, um noch länger geplagt zu werden?

XLIII.

Man soll sich bey schlimmen Zeiten erfreuen, wenn man bälder ab der Welt kömmt.

Der heilige Cyprianus sagte seinen Zuhörern: wenn, da wir eben in der Schiffahrt begriffen wären, ein Sturm bevorstünde, und so wohl Luft als Wasser uns einen Schiffbruch vorsagten, wer würde nicht wünschen noch selbige Stunde in Port einzulaufen; und wenn er diesen erreichet hat, Gott von ganzem Herzen danken, daß er den Fluten entrunnen, und die Reise abgebrochen, die nur mit größter Gefahr aller Reisgefährten wäre geendiget worden? Die Anwendung ist leicht gemacht; besonders wenn man harte Zeiten erlebet, die uns andere noch härtere androhen.

XLIV.

Tugendhafte, und grosse Gemüther zeigen vorderst im Tod ihre Tugend, und Grösse.

Manche Säule hätte man nie für so hoch gehalten, wenn sie nicht umgestürzt, und auf dem Boden ausgestreckt von allen hätte betrachtet, und abgemessen werden können. Aber auch manche tugendhafte und großmüthige Leute hätte man nie nach ihrem wahren Verdienste zu schätzen gewußt, wenn man nicht bey ihrem Hintritte, wo sie die Frömmigkeit, und Erhabenheit am beßten zeigen konnten, wäre zugegen gewesen.

Der achte Abschnitt.

Gleichnisse der Kirchenväter von den Ständen dieses Lebens.

I. So verschieden die Stände sind, führen doch alle in Himmel.

II. Wer zum Nutzen anderer berufen ist, nützet eben dadurch auch sich selbsten.

III. Was man für Gott verwendet, entgehet andern Geschäften nicht.

IV. Man muß bey der Jugend vorderst darauf dringen, daß sie die erste Unschuld erhalte.

V. Die Kinder haben insgemein viel von ihren Aeltern.

VI. Viele Aeltern könnten nicht grausamer gegen die Kinder seyn als sie wirklich sind.

VII. Von den Aeltern, die ihre Kinder vom Dienst Gottes, und dem geistlichen Stand abhalten, oder zurückrufen.

VIII. Viele giengen in der Welt zu Grund, die im Kloster selig werden.

IX. Von der Mannsucht so vieler jungen Töchter.

X. Von der Schwatzhaftigkeit des Frauenzimmers.

XI. Man hat sich über sein Naturel nicht zu klagen.

XII. Hab und Gut verlassen machet noch keinen vollkommen.

XIII. Nur die Reichen, welche ihr Herz an den Reichthum heften, kommen hart in Himmel.

XIV. In der Tugend nicht zunehmen ist so viel als abnehmen.

XV. Die Aenderung des Orts, und Stands nützt wenig, wenn man sich selbst nicht ändert; im Gegentheil ist dieser Wechsel der Tugend oftmals schädlich.

XVI. Unschuldige Gemüther sind insgemein angsthafter denn andere.

XVII.

XVII. Viele die im Geist anfangen, enden im Fleisch.

XVIII. Es ist leichter in einem niedrigen Stande selig zu werden.

XIX. Die Mängel, und Fehler werden an Geistlichen, und Mönchen viel leichter bemerket, als an andern Leuten.

XX. Die bösen Beyspiele der Hirten, und Vorgesetzten richten viel Unheil an.

XXI. Ein Vorgesetzter kann sich nicht wohl entschuldigen, daß er um die Gefahr seiner Untergebenen nichts gewußt.

XXII. Man muß die Heerde nie allein lassen.

XXIII. Geitzige Richter können keine gerechte Richter seyn.

XXIV. Mit der Menge Beysitzer, und Räthe ist dem Staate nicht geholfen.

XXV. Auch an den heiligsten Orten, und im vollkommensten Stand giebts oft Lasterhafte.

XXVI. Es sind unter den Weltlichen ungleich mehr Ehebrecher, als unter den Geistlichen Hurer.

XXVII. Auch im eigenen Ehebette kann man sich vergehen.

XXVIII. Wie ein rechter Prediger beschaffen seyn soll?

XXIX. Ein Katechist muß sich nicht schwer fallen lassen, wenn er immer das vorige zu wiederholen hat.

XXX. Ein Prediger muß vieles vorbringen, das vielleicht keinen seiner Zuhörer trifft.

XXXI. Er muß sichs auch nicht verdrüßen lassen, wenn wenige zu ihm in die Predigt kommen.

XXXII.

XXXII. Die Ordensleute, wenn sie schon wegen dem Untergang so vieler Weltlichen trauren, sind sie doch wegen eigener Sicherheit voll des Trosts.

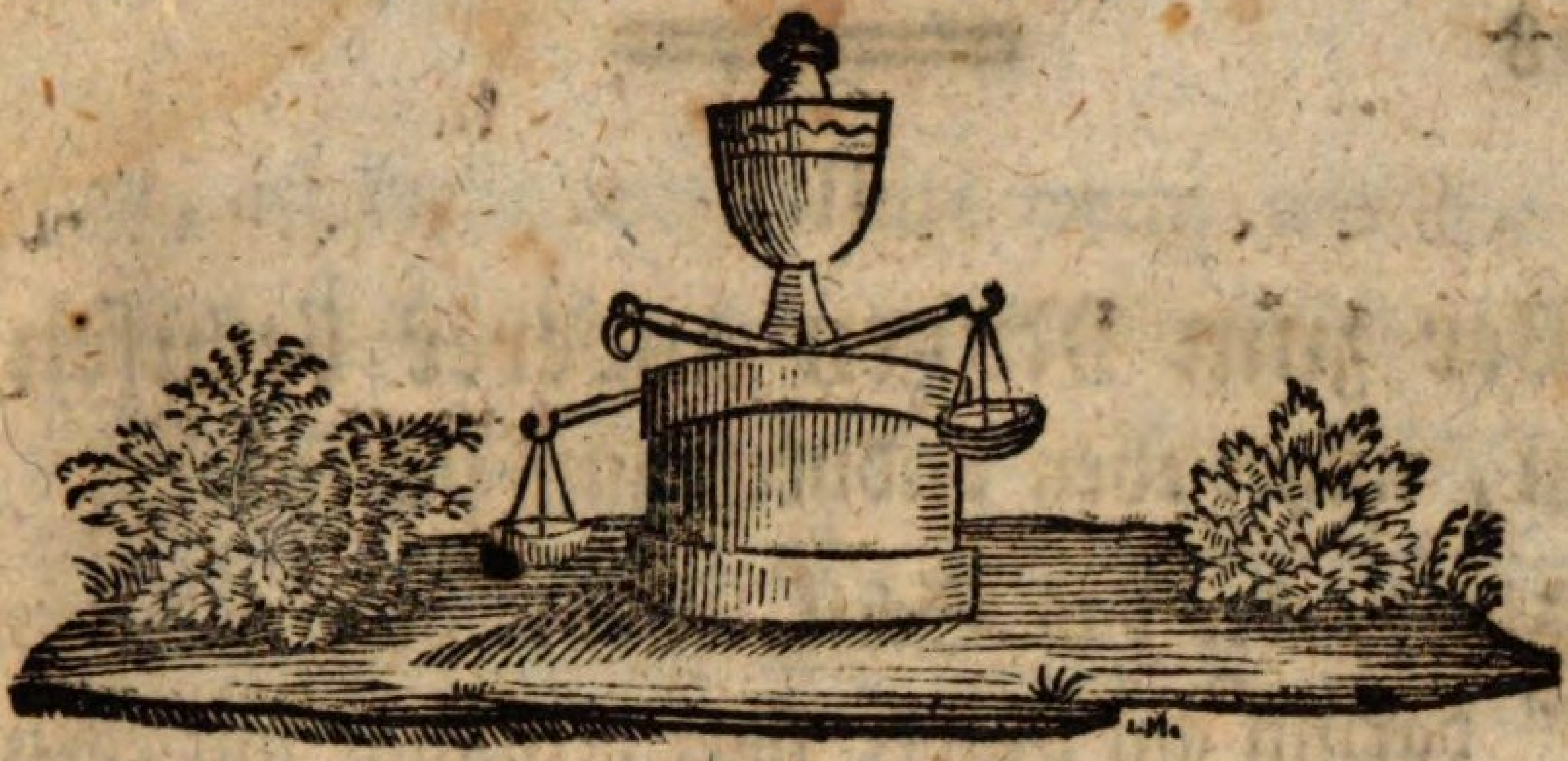
XXXIII. Auf die, welche itzt immer sagen, sie meynen es gut mit den Mönchen, wenn sie auf ihre Aufhebung, oder Umbildung dringen.

XXXIV. Ein Mönch thut nicht gut ausser dem Kloster, und der Aufsicht seiner Obern.

XXXV. Man muß den Anfällen auf die Ordensleute aus allen Kräften widerstehen.

XXXVI. Von der schweren Pflicht der Bischöfe, besonders zu diesen Zeiten des Unglaubens, und freyen Lebens.

XXXVII. Wie sich die Oberkeiten in Bestrafung der Laster zu verhalten haben.



I.

So verschieden die Stände sind, führen doch alle in Himmel.

Es giebt oft verschiedene Wege, die, wenn sie schon auseinander gehen, und von der Hauptstrasse abweichen, dennoch wieder zusammen treffen, und an eben denselben Ort führen. Das soll uns begreiflich machen, wie wir in allen Ständen, in der Tugend fortschreiten, und in Himmel kommen können. Dessen erinnern uns mehrere Heilige.

II.

Wer zum Nutzen anderer berufen ist, nützet eben dadurch auch sich selbsten.

Einer, der das Schif leitet, oder selbsten darinn am Ruder sitzet, kömmt mit eben denjenigen an Port, die er dahin führet: und ein Soldat, der tapfer streitet, erhält dadurch nicht nur das Land, sondern auch sich. Eine gleiche Beschaffenheit hat es mit jenen, die anderer ihr Heil befördern helfen; sie befördern zugleich ihr eigenes.

III.

Was man für Gott verwendet, entgeht andern Geschäften nicht.

Wenn ein Hofherr müssig zuwartet, bis er Gelegenheit hat beym Prinzen eine Gnade auszuwirken, sollte er auch andere Geschäfte vernachlässigen, hat mit gedachter Gnade alles heimgebracht, was er deßwegen versäumen mußte. Oder würdest du ihm rathen, er soll seinen übrigen Sachen nachgehen, und die Zeit anders verwenden? Eine einzige Gnade, welche wir bey Gott durch den Diensteifer erhalten, daß wir seine Ehre allem vorziehen,

hen, ist mehr werth, als wenn wir die eigenen Geschäfte, die itzt dabey leiden, nach Wunsch geschlichtet hätten. Eine Gleichniß, die recht angebracht ist, und deren sich einige der heiligen Lehrer mit vielem Vortheile bedienet haben.

IV.

Man muß bey der Jugend vorderst darauf dringen, daß sie die erste Unschuld erhalte.

Der alte Tertullianus saget, die Fische, welche im Wasser gebohren sind, können ihr Leben nicht anders erhalten, als wenn sie darinn bleiben: und wir, die wir das übernatürliche Leben im Taufwasser bekommen, werden es auch nicht anders erhalten, als wenn wir bey jenen Verheissungen, die wir dort thaten, und bey der Gnade, die wir empfiengen, immer zu verbleiben trachten. Weil man die Taufe selbst nicht wiederholen kann, muß man desto öfter ihr Andenken erneuern: und die Seelsorger sollten sich durchaus zur Pflicht machen, daß sie ihre Heerde alle Jahre zu dem Taufbrunnen führten; um sie dort mit vollem Nachdruck, und innerster

Rührung eines väterlichen Herzens dessen zu erinnern, was sie bey diesem Geheimniß von Gott empfangen, und ihm entgegen verheissen haben. Ich finde das itzt nöthiger als es jemals war. Oder saget mir ein Zeitalter, das so erfinderisch gewesen die Unschuld überall zu verdrängen, wie das wirkliche ist! dieses ist hinter das Geheimniß gekommen das Laster nicht nur angenehm zu machen, sondern auch zu vertheidigen, die Beyspiele schlipfriger Leidenschaften immer von der schönen Seite zu zeigen, oder in reizenden Gestalten darzustellen. Ist aber die Unschuld einmal verloren; wie soll man sie wieder ergänzen, wo alles dem Geist der Buße entgegen wirket; bey dem Eckel ab dem Gebeth, und dem Worte Gottes; bey der äussersten Lauig- und Weichlichkeit; bey dem Hange nach Ergötzlichkeiten, bey der Freyheit im Umgang; bey dem Lärmen, und Gewirre der Gesellschaften: bey den verdammlichen Sätzen, und Moden, die dem Evangelium von Tag zu Tag grössern Abtrag thun! Wer soll uns bekehren, da man der Gnade lauter Hindernisse in Weg leget, die Sünden so gar für Tu-

genden

genden verkaufet, und selbst die Heilsmittel zu Werkzeugen des Verderbens machet!

V.

Die Kinder haben insgemein viel von ihren Aeltern.

Es ist nichts gemeiners, als daß die Kinder ihren Aeltern gleichsehen. Der Grund davon liegt in der Natur; denn sie entstehen aus ihnen. Sie erben aber auch ihre Güter, und kommen Kraft der Rechte in den Besitz alles dessen, was jene besassen.

Wie es mit den Gesichtszügen, und Gütern geht, so ists auch mit den Sitten. Darum hat der Poet recht natürlich, und zierlich gesungen: Non procul a proprio stipite poma cadunt. Welches der Deutsche also gegeben hat: **Der Apfel fällt nicht weit vom Baum.** Mit einem noch schönern Gedanken hat der beredsame **Salvianus** diese Gleichniß ausgeschmückt. Er saget: wie die Kinder den Aeltern in andern Dingen gleichen, so gleichen sie ihnen auch in der Gemüthsart. Sie folgen ihnen in ihren Lastern, wie in den Besitzungen; ja sie tretten

insgemein diese Erbschaft vor der andern an. Sie besitzen ihre Uebel, bevor sie zum Besitz ihrer Güter gelangen; denn Geld, und Gut bekommen sie erst nach ihrem Hintritt, ihre Sünden aber, und böse Gewohnheiten haben sie schon bey ihrem Leben.

VI.

Viele Aeltern könnten nicht grausamer gegen die Kinder seyn, als sie wirklich sind.

Was müßte man von Aeltern denken, die ihre eigenen Kinder einem Mörder, einem Tyrannen, einem Henker übergäben, daß er sie ums Leben brächte? Welche Unmenschlichkeit, würde es heissen, welche Raserey! So aber, und noch ärger machen es viele Aeltern unter uns Christen, welche die Söhne, und Töchter bey ihren noch jungen Jahren dem Teufel und seinen Dienern übergeben. Ach! ein Mörder, ein Tyrann, ein Henker tödtet nur den Leib; diese aber tödten die Seele. Dort wäre der Tod nur augenblicklich; da ist er ewig. Jenen Tod müßten sie ohnehin einmal ausstehen; diesem ent-

gien-

giengen sie, wenn jene nicht wären, die ihnen das Leben gaben. Wenn dann jene Kindermörder, und recht unmenschliche Kindermörder wären, was sind die? Wir haben in unsrer Sprache kein Wort, das diese Grausamkeit, wie sie ist, geben, und ganz ausdrücken kann. Das schlimmste dabey ist, daß sich diese Barbaren um das Verderben ihrer Kinder noch viel Geld kosten lassen; da sie doch das Heil, das man ihnen ohne Entgeltung anträgt, nicht einmal umsonst annehmen wollen. **Der heilige Johannes Chrysostomus.**

VII.

Von den Aeltern, die ihre Kinder vom Dienst Gottes, und dem geistlichen Stande abhalten, oder zurückrufen.

Der heilige **Bernardus** saget: welche schreckliche That wäre es, wenn Aeltern ihre Kinder bey einer Brunst, da sie dem Feuer wirklich entgangen sind, zurückzögen, und wiederum in den Brand, in die wütenden Flammen, hineinwürfen. Darauf setzet er hinzu: thun aber die Aeltern anders, die ihre Kinder, nachdem sie die Welt schon verlassen

lassen haben, und in ein Kloster gegangen sind, aus diesem heraus, und in die Welt zurückziehen? Gott gebe doch, daß die Anzahl so unchristlicher Leute nicht täglich vermehret werde. (*)

VIII.

Viele giengen in der Welt zu Grund, die im Kloster selig werden.

Siehst du jenen Vogel, der im Käfig eingeschlossen vor den Raubvögeln und Jägern sicher ist? Sey es, daß ihn diese Sicherheit viel gekostet: und daß er sie um seine Freyheit hat erkaufen müssen; sie ist aber ein grosses Gut, und nicht minder zu schä-

(*) Erst dieß Jahr hat ein Vater zu Freyburg in Breisgau in die Welt hineingeschrieben: er wünsche eher, daß seine Kinder entweder als Krippel aus den Armenanstalten, oder als Taugenichts im Zuchthause ernähret werden, als daß sie jemals unter dem Mantel der Frömmigkeit gemächlich leben, und sich auf Kosten ihrer arbeitenden Mitbürger in fauler Andacht füttern lassen. Kinder die bey solchen Grundsätzen aufwachsen, machen gute Hoffnung, daß sie den Wunsch des frommen Vaters nicht nur erfüllen, sondern auch übertreffen werden.

schätzen, als selbst das Leben, das sie dem Thierchen erhalten hat.

Auch ein Ordensgeistlicher kömmt um die Freyheit, die ihn aber tausend Gefahren blos stellete, und bey denen er vielleicht um den Himmel gekommen wäre.

IX.
Von der Mannssucht so vieler jungen Töchter.

Das Epheu ist gar so gesellig; es bleibt an jedem Holz kleben: und seine Anhänglichkeit ist so groß, daß es sich nur mit Gewalt von dem, was es verstricket hat, losreissen läßt. Eine natürliche Vorstellung von der Mannssucht jener Töchter, die ihren Jahren bevorkommen, und nicht warten können, bis sie Frauen sind. Sie nehmen zuletzt den nächsten besten, und umfassen einen jeden Stock. Darum würden die Aeltern sehr wohl thun, wenn sie sich die Mühe nähmen ihnen noch zur Zeit unter den Blumenstraus, den sie zuweilen nach Hause bringen, zum Behuf ihres Gedächtnisses etwas von Epheu zu stecken.

X.

Von der Schwazhaftigkeit des Frauenzimmers.

Die Aelster, wenn sie reden gelernet hat, schwätzet und plaudert den ganzen Tag. Sie weis zwar nicht was sie redet, doch muß sie geredet haben. Es ist so ihre Natur daß sie schwätze, wenns schon nicht zur Sache gehöret. An dem liegt ihr nichts. Genug, daß sie Zuhörer hat: und sollte sie keine bekommen, würde sie durch immer neues Geschwätz bemühet seyn welche herzulocken, die sie unterhielten; und von denen sie hiewider unterhalten würde. Es ward einst eine aus Bosheit erschossen. Man begrub sie an der Gartenmauer: und der Nachbar, dem sie oft überlästig gewesen, machte ihr die Grabschrift: conticuit tandem. **Jetzt schweigt sie endlich.**

Bey vielen Weibsbildern ist ihr meistes Thun nichts denn plaudern; welches um so mehr zu bewundern, weil sie nicht nur Vernunft haben, sondern auch austheilen, und damit hausieren gehen. Weit von mir, daß ich ihnen was nehme! Ich lege ihnen noch

mehr bey, wenn sie nur dazu still seyn können. Ut placeant, taceant! Sie gefallen mir nur, wenn sie schweigen.

XI.

Man hat über sein Naturel nicht zu klagen.

1. Es giebt Bildnisse, die nur aus hartem Stein gehauen, und geschnitzet werden. Welche rauhe, und langsame Arbeit! zu der man nur Stahl und Eisen, aber vorderst Geduld brauchen muß. Darum aber sind sie auch von höherm Werth, von längerer Dauer. Sie behalten ihre Gestalt für immer; und haben den Vortheil, daß man bey ihnen jene Ausarbeitung aller Nebendinge, und Kleinigkeiten nicht fodert, die an andern aus weicher Materie gebildeten Stücken eine Hauptsache ausmachen.

Viele beklagen sich über ihr unglückliches Naturel. Sie sagen, andere koste es nichts tugendhaft zu werden. Ihre gute Leibsbestellung, ihr sanftes gelassenes Wesen führen sie von selbst zur Frömmigkeit, und werde bey ihnen wie zur Natur. Sie seyn wie

wei-

weiches Wachs, das jeden Eindruck, und alle Gestalten der Tugend annehme. Sie hingegen müssen überall Gewalt brauchen, und wie in Stein arbeiten, um sich nach und nach zu Christen zu bilden. Allein diese Klagen sind nicht billig, nicht überlegt. Denn wenn sie erwägen wollen, daß sie dabey mehr Gnade, mehr Anlaß zu Verdiensten haben; daß ihre Siege Stand halten, und oft dem ganzen Kriege den Ausschlag geben: daß Gott von ihnen lange nicht so viel Tugendwerke, und Genauigkeit in kleinen Pflichten fodert, ja ihnen manchen Fehler nachsieht: daß die ersten Bewegungen einer Leidenschaft, die ihrer Vernunft bevorkommen, die Ausschweifungen der zu lebhaften, und glüenden Phantasey, das erhitzte Blut, welches so gleich zur Rache aufwallete, oder in Flammen der Geilheit ausbricht, auch mit mehr Einsicht, mit mehr Nachdruck, mit mehr Entschlossenheit verbunden ist; durch welche sie, so bald der harte Anfang gemachet ist, andern noch bevorkommen, und das angenommene Gute viel länger erhalten werden; sind ja alle die Vortheile eines andern Temperaments zu Genügen ersetzet.

2. Zu dem brauchet es oft bey diesen Naturelen nur den Gegenstand ändern. Ein geübter. Schifhauptmann kann oft widrige Winde zu seinem Vortheile brauchen. Durch eine geschickte Wendung der Segel weiß er sie gleichsam zu fangen, zu durchschneiden, zu drehen, daß sie ihm verhülflich sind ohne Nachtheil seiner Unternehmung anderswo anzuländen.

Sey es, daß ein heftiges Naturel nicht zu allem taugt; so bald es gekehret, oder gewendet wird, dienet es vortrefflich zur Bestreitung der Laster, und Irrthümer. Ein geiziges wird desto begieriger Verdienste zu häufen, und großen Seelengewinn zu machen. Einem zärtlichen läßt es desto natürlicher das Herz Gott zu schenken, und der ursprünglichen Schönheit, dem vollkommenen höchsten Gut nachzuhangen. Kurz solche Leute müssen die Gemüthsart nicht unterdrücken, noch eine andere annehmen; sondern nur zu was besseren, das ihr angemessen, und so gar nach ihrer Neigung ist, verwenden. Thun sie es nicht, müssen sie die Schuld nicht dem Naturel, sondern sich selbst beylegen.

XII.

XII.

Haab, und Gut verlassen machet noch keinen vollkommen.

Der heilige Paulinus, nachdem er seine Ehrenstellen niedergeleget, und die Reichthümer den Armen ausgetheilet hatte, schreibt an einen Freund, der ihm deßwegen Glück gewunschen, und ihn selig gesprochen hatte: Ein Kämpfer sieget nicht dort, wo er sich aufzieht, und zum Kampf fertig machet. Vielmehr ist das die Vorbereitung: und eben aus der Ursache muß er den Entschluß fassen, sich voñ allem zu entblössen, damit er dadurch im Ringen nicht gehindert werde, und sich desto mehr Rechnung auf den Sieg machen köñne.

XIII.

Nur die Reichen, welche ihr Herz an den Reichthum heften, kommen hart in Himmel.

Die Apotheker haben in ihren Kästen, und Gefässen einige Gattungen von Gift; welche sie für verschiedene Fälle, wo sie unschädlich, ja nützlich, und nothwendig seyn kön-

können, aufbehalten. Aber wehe ihnen, wenn sie was davon im Leib herumtrugen, und es in ihren Adern wallete! Bey dem Reichthum ergehts eben so. Sie sind zwar für die meisten Gift; aber einigen thun sie nicht nur keinen Schaden; sondern sie geben ihnen Anlaß viel Gutes zu schaffen. Es ist nämlich ganz was anderes, wenn man dieselben nur im Kasten, und nicht im Herzen hat. Für diejenigen, welche sie im Herzen haben, sind sie tödtlich; für die andern, weil sie dieselben aus Noth behalten, und bedacht sind Werkzeuge zur Tugend daraus zu machen, werden sie nicht nur gleichgültige, sondern wahre, und kräftige Heilsmittel. Kurz, es kömmt bey ihnen nicht auf die Sache selbst, sondern nur auf den Gebrauch, und die Absicht an.

XIV.

In der Tugend nicht zunehmen ist so viel als abnehmen.

Der heilige **Gregorius** der Große machet eine vortreffliche Gleichniß darüber. Er schreibt: So bald ein Schif, welches den

Fluß hinauf fährt, mit Rudern, und Arbeiten nachläßt, kömmt es nicht nur nicht weiter, sondern fährt wirklich zurück. Eben das Schicksal erfährt die Seele, die beym Fortgang in der Tugend gleichsam wider den Strom zu fahren hat. Am vorigen Platz kann sie nie lang bleiben: und eben dadurch, daß sie sich keine Mühe giebt weiter zu kommen, entfernet sie sich von derselben. Man muß sich also dabey Ernst seyn lassen: man muß Hand anlegen, man muß Gewalt brauchen und den grossen Widerstand mit einem andern noch grössern hintertreiben. (*)

XV.

(*) Quemadmodum remiges adversus fluminis impetum scapham impellentes, toto conatu remis incumbunt; sic illos, qui adversus carnis, dæmonis, mundique impetum animum in cœlum impellunt, toto pectoris impetu virtuti incumbere, impetumque impetu majori vincere necesse est. Quod si incumbere nolint, retro, ut scapha, sic anima referetur.

XV.

Die Aenderung des Orts und Standes nützt wenig, wenn man sich selbst nicht ändert.

1. Die Pflanzen, die man immer versetzet, können nie zu ihrem Wachsthum kommen, vielweniger Früchten bringen. Im Gegentheil sind sie in Gefahr zu faulen, auszudorren, und ganz abzustehen.

Das soll uns lehren, schreibt der heilige Nilus, daß das Schwärmen, und die beständige Abwechslung der Oerter, Aemter, und Stände bey jenen, die sich sollten der Tugend befleissen, nicht nur nichts zu dieser beytrage, sondern vielmehr derselben höchst schädlich sey. Elender! was änderst du doch diese Sachen, da du dich nie änderst? Was nützet es dich, wo du seyst, wenn du überall von deinen Leidenschaften, und Lastern umgeben, oder gefesselt bist? Kannst du an einen Ort kommen, wo du dich nicht wieder antrifst; oder vielmehr, wohin du nicht dich selbsten hinträgst? Du wärest recht daran, daß du die Oerter änderest, wenn du nur auch dich fliehen, und dorthin gelangen könntest, wo-

hin der Teufel keinen Zugang hat. Denn muß man nicht von Ort zu Ort, sondern von dem Laster zur Tugend, von der Leidenschaft zur Abtödtung fliehen. Nur der Widerstand wie der Apostel spricht, ist im Stand ihn zu verjagen (*). Doch was sage ich? Ein solcher brauchet keinen Versucher. Sein eigener Willen vertritt desselben Stelle; er versuchet sich selbst.

2. Diejenigen, welche bey einer Schiffahrt vom Eckel, und Erbrechen des Magens geplagt werden, haben von dem keinen Vortheil, schreibt **Basilius** an **Gregorius von Nazianz**, wenn sie aus einem grossen Schiffe, in dem sie sich befinden, in einen kleinen Fahrzeug hinüberspringen. Das Uebel kömmt nicht vom Ort; sondern von ihrer Leibsbestellung. Die Beschwerlichkeit, welcher sie zu entgehen suchen, wird sie auch dahin begleiten. Das Gleiche wiederfährt jenen, welche aus Hoffnung ihre Tage in Ruhe zuzubringen, dem Lärmen der Städte auswei-

(*) Resistite diabolo, et fugiet a vobis. Sendschreiben Jakobi 4. Kap. 7. V.

weichen, und nun einsam leben wollen. Denn, weil sie darum nicht auch sich selbsten verlassen, werden sie von innerlichen Unruhen eben so sehr geplaget, als wenn sie sich noch wirklich im Getümmel befänden.

XVI.

Unschuldige Gemüther sind insgemein angsthafter, denn andere.

Das Gemüth eines unschuldigen Menschen ist wie ein heller Brunnen, oder ein stehendes lauteres Wasser. Nur ein kleines Steinlein, das man hineinwirft, kann es schon bewegen, aber doch, merket es wohl! deswegen nicht trüb machen.

XVII.

Viele die im Geist anfangen, enden im Fleisch.

Hast du nie keinen Satyr, oder sogenannten Waldgott gesehen? Er hat den Kopf, die Aerme, und die Brust wie ein Mensch; aber im untern Leib wird er zum Vieh, und geht in einen geilen Bock aus. Ein Bildniß, daß jene betrachten sollten, die in Ge-

legenheiten gerathen, in denen sie einen guten, und löblichen Anfang mit einem schlimmen, ärgerlichen Ausgang schänden könnten.

XVIII.

Es ist leichter in einem niedrigen Stande selig zu werden.

Der heilige Nilus merket an, daß jene, die von einem niedrigen Ort fallen, sich selten hart verletzen, und geschwind wieder aufrichten; hingegen diejenigen, die von einer Höhe stürzen, in größter Gefahr sind, und selten mehr können gerettet werden. Mache jetzt aus dem Orte des Falls einen hohen, oder niedrigen Stand; aus dem Falle aber die Sünde; so hast du die ganze Anwendung dieses Gleichnisses.

XIX.

Die Mängel, und Fehler werden an Geistlichen, und Mönchen viel leichter bemerket, als an andern Leuten.

1. In einem prächtigen, und kostbaren Kleid, spricht Gregorius von Nazianz, sieht man freylich eine Mackel viel leichter als in einem andern, das schlecht, und ohnehin schon beschmutzet ist.

2. Ori-

2. **Origenes** nimmt eine andere Gleichniß, und saget: Ein ungestaltes Gesicht darf manchen Fleck, oder wohl gar eine Wunde, oder Narbe haben; man wird sie nicht leicht in Acht nehmen; hingegen in einem schönen Gesichte, das alle Augen an sich zieht, bemerket man ein jedes geringstes Maal, und redet davon.

Der Gegensatz des Häßlichen und Schönen, das ist, was die Augen beleidiget, und Aufsehen machet. Aber wie kann doch das den Weltlichen zu gut kommen, wenn man an uns Mängel so leicht bemerket, die bey ihnen vor Menge, und Größe nimmer in Acht genommen werden? Warum thun itzt jene so groß damit? Sollen etwa unsre Laster, wie der heilige **Hieronymus** redet, ihre Tugenden ausmachen? Werden sie dadurch weisser, wenn sie uns wegen einigen unsrer Mitglieder so schwarz machen? Oder ist es nur ein geringer Trost bey ihren Uebeln, wenn sie Jedermann sagen können, daß sie noch viele ihres gleichen haben? Es fehlt bey uns; ich kann es nimmer läugnen; aber wie wollen sie in Abrede stellen, daß es bey ihnen weit ärger fehle? Ja es fehlet, leider

Gott! es fehlet, und fehlet überall, und fehlet immer mehr; ja, was das schlimmste ist, man will es dahin bringen, daß wir nicht einmal mehr sagen dörfen, wie sehr es fehlt. Unser Sagen soll ein grösseres Verbrechen seyn, als ihr Thun. Es fehlet, sage ich wiederum, und fehlet an der Hauptsache. Es sind nicht nur die Sitten verdorben! die Religion selbst zerfällt. Weil aber dies geschieht: weil es ungestraft geschieht: und weil immer mehrere aufstehen, die es so gar gutheissen, vertheidigen, und befördern, was geschieht, wie kann es anders seyn, als daß auch die Geistlichen angesteckt werden? Man kann nie zu oft erinnern, daß die Geistlichen aus dem Mittel der Weltlichen genommen werden: und so lange diese von Tag zu Tag schlimmer würden, sey lediglich keine Hoffnung, daß die Geistlichen dörften besser werden. Sie werden in der Welt erzogen: und nachdem sie ihre Modesätze eingesogen, und ihre Modesitten angewöhnet haben, sollen sie alle heilig seyn! Was unsinnige Foderung!

XX.

Die bösen Beyspiele der Hirten, und Vorgesetzten richten viel Unheil an.

1. Warum geht die Heerde neben dem Abgrund, und ist in größter Gefahr herabzustürzen? Weil sie dem Hirten auf den Fuß nachfolget. Warum führen die Pfarrkinder ein so unchristliches Leben? Weil sie auf die Beyspiele ihres Pfarrers sehen. Sage man nicht, er prediget doch wohl, uud machet seine Verrichtungen besser, denn sein Vorfahrer, der ein frommer Mann gewesen. Die Bauren sehen mehr auf die Thaten, denn auf die Reden; mehr auf die Hände, denn auf die Zunge. **Gregorius** der Große.

2. Wie muß es um eine Heerde stehen, wenn der Hirt selbst, ich sage nicht zu einem Metzger, sondern gar zu einem Wolfe wird! So seufzet wiederum **Gregorius** der Große.

XXI.

Ein Vorgesetzter kann sich nicht wohl entschuldigen, daß er um die Gefahr seiner Untergebenen nichts gewußt.

Welche Entschuldigung eines Hirten! der Wolf habe ohne sein Wissen die Heerde angefallen, und aufgefressen! **Ebenderselbe.**

XXII.

Man muß die Heerde nicht allein lassen.

Wer die Heerde ohne Wächter auf die Weide läßt, weidet nicht die Schafe, sondern die Wölfe. **Wiederum der heilige Gregorius.**

XXIII.

Geizige Richter können keine gerechte Richter seyn.

Wohin neiget sich die Wage? Wo man ihr mehr aufleget. Und wohin neiget sich der Richter, der sie in der Hand hält? Wo er mehr Gold liegen sieht, saget der heilige **Antonius von Padua.**

XXIV.

Mit der Menge Beysitzer, und Räthe ist dem Staate nicht geholfen.

Wer hat mehr Augen, als der Pfau, wenn er seinen Schweif ausbreitet? Allein weil diese Augen nur gemalet sind, sieht kein einziges aus ihnen. So ists mit den Aufsehern in einem Staate. Es sind deren oft gar zu viele, und einige Fürsten thun groß damit. Sie hätten recht, wenn nur ihnen

ihnen an gehörigen Eigenschaften nicht gebräche. Allein da ihnen vorzüglich die Einsicht mangelt, hat ihre Anzahl nichts zu sagen; denn so viel ihrer sind, sind doch alle blind.

XXV.

Auch an den heiligsten Orten, und im vollkommensten Stand giebts oft Lasterhafte.

Oft liegt im schönsten Garten eine scheußliche Kröte verborgen; oft trift man im schönsten Zimmer eine große Spinne an. Wie sich nun diese in solche Oerter eindringen, oder darinn entstehen können, so kann auch ein Lasterhafter in einer geistlichen Gemeinde sich aufhalten.

XXVI.

Es sind unter den Weltlichen ungleich mehr Ehebrecher, als unter den Geistlichen Hurer.

Der heilige Johannes Cassianus meldet, die Weltlichen sollen doch den Geistlichen über den Punkt ihrer Vergehungen wider die Reinigkeit keine Vorwürfe machen. Denn, saget er, Holz das schon einmal an-

gebrennt worden, brinnt viel leichter, und fasset viel eher Flammen, als jenes, das niemals am Feuer gestanden. Auf gleiche Weise geschieht viel leichter, das jene, welche gewohnet sind ihre Begierlichkeit auf eine erlaubte Weise zu stillen, auch auf unerlaubte Gelüsten verfallen, als jene, die sich sogar von dem enthalten, was ihnen sonst gestattet wäre. Man könnte noch hinzusetzen. Sind in der Welt auch so viele Gegenmittel wider die Versuchungen, als in dem Kloster? Sind im Kloster auch so viele Gefahren, und Gelegenheiten als in der Welt? Gleichwie dann wenn einer in der Welt züchtig lebet, ers gewis der Welt nicht zu danken hat, so hat mans entgegen nicht dem Kloster vorzuwerfen, wenn eine Ordensperson in Unzucht verfällt. Es thut alles, um bey den Seinigen dieß Feuer zu ersticken, gleichwie die Welt nichts unterläßt es bey den Ihrigen anzufachen. Doch die Erfahrenheit selbst bestättiget es gar zu offenbar; darum hat ein Franzos unlängst geschrieben, wenns auch in Frankreich viele Nonnen gäbe, sey doch ihre Zahl weit geringer als jener barmherzigen

Schwe=

Schwestern, die aus der Unzucht ein Handwerk machen, oder Gewerb damit treiben.

XXVII.

Auch im eignen Ehebette kann man sich vergehen.

Der heilige Augustinus spricht, es ist eben so bald geschehen, daß ein Verheuratheter unmässig wird, und jenes, was in der Ehe gestattet ist, misbrauchet, als daß einer, dem erlaubet ist aus seinem eignen Fäschen zu trinken, am selbigen räuschig wird.

XXVIII.

Wie ein rechter Prediger beschaffen seyn soll.

Ein zahmer Löw thut Niemanden schaden; doch wenn er brüllet, machet er alles zittern. Man fürchtet an ihm nichts denn die Stimme. So soll auch ein rechter Prediger beschaffen seyn. Man soll an ihm einen Löwen haben; aber einen zahmen Löwen, der keinen beleidige; auf der Kanzel die Sünder so schrecke, daß sie schon ertattern, wenn er nur die Stimme erhebt.

XXIX.

Ein Katechist muß sich nicht schwer fallen lassen, wenn er immer das vorige zu wiederholen hat.

1. Wenn wir Fremdlingen die Seltenheiten unsrer Stadt, oder Gegend zeigen, spricht Augustinus, wird unser Vergnügen erneuert, obschon es ein altes, ein gewöhnliches Vergnügen ist. Wir nehmen diese angenehme Mühe um so lieber auf uns, je enger die Freundschaft ist, die wir mit diesen Leuten haben. Wie soll dann einem Katechisten schwer fallen den Kindern, und Einfältigen, gegen die er eine übernatürliche Liebe hat, jene Glaubens- und Sittenlehren zu wiederholen, die er schon oftmals erkläret hat?

2. Er nimmt an eben dem Orte eine andere, eben so schöne, Gleichniß von den Irrenden, und denen, welche sie auf die rechte Strasse führen. Er saget: wenn ihnen die Wege, die sie diesen zeigen noch so bekannt sind, freuet sie dennoch, daß sie dieselben wieder durchlaufen können. Denn sie gedenken, je-

jene, so der Orten kundig sind, sollen andere nicht irren lassen.

XXX.

Ein Prediger muß vieles vorbringen, das vielleicht keinen seiner Zuhörer trift.

Der heilige Chrysostomus saget: Wer ist froher als ich, wenn das alles in Luft geredet ist, und keinen angeht, was ich itzt aus väterlicher Vorsorge geprediget habe! Ich wünsche allemal, daß ich niemanden treffe. So machen es wackere Aerzte, wenn sie Arzeneyen zubereiten. Ihre größte Freude wäre, wenn man diese nimmer nöthig fände, und als überflüssig zum Fenster hinaus würfe. Ich wollte lieber schweigen, wenns nur ohne Gefahr geschehen könnte. Ich habe für euch eben so viele Liebe, als ein solcher ehrlicher Arzt für seine Freunde, und Bekannte hat, die er gesund wünschet, wenn ihm schon ihre Krankheit Geld einträgt. Ich möchte euch wie mich im Himmel haben: und was ich sage kömmt von lauter Liebe. O daß ichs euch in der That weisen könnte: und ihr davon durch eure eigenen Augen überzeuget wür-

würdet! Ich suche nichts auf der Welt, als euren Fortgang; und achte keinen Schaden, als den, wenn einer aus euch, die ihr mir anstatt der Brüder, und Kinder seyd, gesündiget hat! Was ich dann immer zu euch rede, es mag seyn, was es will, kann aus keiner Abneigung herrühren. Es hat die einzige Absicht euch zu bessern, und auf den Wegen des Heils euer Führer zu seyn.

XXXI.

Er muß sichs auch nicht verdrüssen lassen, wenn wenige zu ihm in die Predigt kommen.

Eben der heilige Chrysostomus führet die Prediger, welche wenige Zuhörer haben, auf den Markt: und saget ihnen: Sehet wie wenige Kramläden ganz besetzet, und von Käufern umgeben sind. Sehet aber auch wie einige Handelsleute ganz einsam sitzen, und kaum etwas von ihrer Waare an den Mann bringen können. Laufen aber diese darum weg, verlassen sie ihre Hütten, und Gewölbe, geben sie den Handel auf? Nichts weniger; sondern eben durch diese Standhaftigkeit suchen sie es zu erzwingen, daß

Käu-

Käufer kommen, und sie wenigst nach und nach bessere Losung haben. Darauf fraget er die Prediger, ob sie es anders machen wollen; um so mehr, da ihr Gewinn, und Lohn nicht von den Zuhörern, wie dort von den Käufern, sondern lediglich von ihnen selbst abhange?

XXXII.

Die Ordensleute, wenn sie schon ab dem Untergang so vieler Weltlichen trauren, sind sie doch wegen eigener Sicherheit voll des Trosts.

Diejenigen, welche an einem Seehafen wohnen, sehen von weitem, wie andere Schiffbruch leiden, und bedauren sie. Doch ist ihre Traurigkeit lange nicht so groß, als der Trost, den sie fühlen; so bald sie gedenken, wie sicher sie am Lande sind. So ists mit den Ordensgeistlichen, wenn sie die Gefahren, und die häufigen Fälle der Weltlichen gleichsam von ferne betrachten. Sie tragen Erbarmniß für dieselben; das Unglück so vieler schlägt sie recht darnieder; doch wenn sie sich des Glückes erinnern, daß sie nichts dergleichen zu fürchten haben, muß eben aus die-

dieser Traurigkeit eine neue Quelle der reinsten Freude für sie entstehen. Diese Gleichniß ist vom heiligen **Basilius** dem Grossen geborget.

XXXIII.

Auf die, welche itzt immer sagen, sie meynen es gut mit den Mönchen, wenn sie auf ihre Aufhebung, oder Umbildung dringen.

Wenn man einem seine Frau, mit der er zufrieden ist, sein Amt, um das er sich beworben, seinen Hof, den er gekauft hat, unter dem Vorwande, es wäre zu seinem Besten angesehen, wegnehmen, und ihn so unglücklicher machen wollte, was würde er zur Antwort geben? **Er könne nur nach seinem, nicht nach fremden Begriffen glücklich seyn.** Und so antworten die Ordensgeistliche, die man itzt aus lauter Menschenliebe von Gottes Erdboden tilgen möchte. Sey es, spricht **Salvianus** (*) daß sie schwere Pflichten haben, denen sich die Weltlichen nie unterziehen würden. Sey es, daß ihr Stand viele Demuth

(*) Libro 1. de gubernatione Dei, prope initium.

muth, Geduld, Abtödtung, Einsamkeit rc. erfodert. Das sind ja eben die Sachen, die sie sich zum Glück anrechnen, und wegen denen sie der Erlöser schon itzt bey Leben selig sprach. Ja gewiß, wenn man doch die Leute will vergnügt, und glücklich machen, muß man die Mönche stehen lassen; und zu jenen übergehen, welche immer was über ihren Stand, und ihre Einrichtungen zu klagen finden. Diejenigen, welche das haben, was sie wollen, was sie freywillig erwählen, oder behalten, machet man durch was anders, das sie verabscheuen, nicht glücklich, sondern unglücklich. Superfluum est, sind die Worte des gedachten Lehrers, ut eos quispiam vel infirmitate, vel paupertate, vel aliis istiusmodi rebus existimet esse miseros, quibus se illi confidunt esse felices. Nemo enim aliorum sensu miser est, sed suo; et ideo non possunt cuiusquam falso judicio esse miseri, qui sunt vere sua sententia beati. Nulli enim, ut opinor, beatiores sunt, quam qui ex sententia sua, atque voto agunt. (*)

(*) ibidem.

XXXIV.

Ein Mönch thut nicht gut ausser dem Kloster, und der Aufsicht seiner Obern.

Das Schaaf gehört in Stall, der Vogel ins Käfig, der Fisch ins Wasser, und der Mönch ins Kloster. So haben sich der selige Petrus Damiani, und andere, die das Klosterleben kannten, über diesen Artickel erkläret. Und was will man ihnen einwenden? Wer die Welt seines Heils wegen verlassen hat, soll keine Gemeinschaft mehr mit ihr pflegen: und, nachdem er den Fluthen entgangen ist, ohne alle Noth sich nicht aufs neue darein begeben. Wir sind nicht da für andere zu leben, die wir nur auf eigene Gefahr sterben können. Nein, nein ihr Herren Projektanten, und Glaubensfeger! die Ordensgeistlichen müssen zu keinen Dienern des Staats umgebildet werden; und sollte das geschehen, würden sie allemal sich selbst viel schaden, und dem Staate geringen Nutzen bringen. Das soll die Zeit lehren; wir wollen es bey jenen, die noch Lust haben lange zu leben, auf die Erfahrenheit ankommen lassen.

lassen. Man machet eine Thorheit daraus, daß Weltliche von Mönchen sollen gebildet werden; und es soll Weisheit, es soll Aufklärung seyn, daß die Weltlichen Leute bilden, die der Welt absterben müssen? Ridete quidquid domi est cachinnorum! Man weiß vor lauter Witz, Einsicht, Scharfsinn nimmer läppisch, und albern genug zu schreiben.

XXXV.

Man muß den Anfällen auf die Ordensleute aus allen Kräften widerstehen.

Wenn den Feinden der Religiosen ihr Haß nicht schadete, schreibt Chrysostomus in seinem Werke gegen dieselben, wollten wir mehr über ihren Blödsinn lachen, als über ihre Schmähungen klagen. Sehet nur die Mütter, die von Kindern, welche ihnen auf dem Schooße sitzen, geschlagen, oder gestossen werden. Sie werden dadurch zum heftigsten Gelächter gereitzet: und der Spaß, den sie haben, wird desto empfindlicher, wie zorniger sich jene dazu anschicken. Allein wenn eines derselben unter dem Schlagen seine Händlein verwundet, und etwa an einer Nadel,

an einem gespitzten Kreuzlein, an einer rauhen Kette anfährt, hat das Lachen ein End. Die Mutter fühlet mehr Schmerzen, als der Kleine der sich verwundet hat, und darüber in ein Geschrey ausbricht. Sie nimmt so gar Drohungen zu Hilf, sie untersaget ihm das Schlagen mit Ernst, sie stellet sich zornig, und verleidet ihm den Muthwillen so gut sie kann. Das ist nun unser Betragen, wenn wir wider diese alten Kinder, die gewiß diesfalls keinen Verstand haben, die Feder ergreifen. Durch alle unsere Vorwürfe, Bedrohungen, Verweise suchen wir nichts anders, als sie von dem abzuschrecken, was ihnen allein schadet: und sie einst nicht nur auf eine kurze Zeit, wie das Kind, sondern auf ewig wird heulen und schreyen machen.

Ihr spottet über den Einfall? Allein über einen Mann, wie **Chrysostomus** war, spotten zu können gehöret ein bischen mehr dazu, als nur ein Feger, ein Witzling, ein Stutzer zu seyn. Sie haben mich doch verstanden, ihr Herrn?

XXXVI.
Von der schweren Pflicht der Bischöfe, besonders zu diesen Zeiten des Unglaubens, und freyen Lebens.

Nichts ist was den Oberhirten ihre schrecklichen Pflichten besser zu erkennen giebt, als wenn man sie nach dem Beyspiele des heiligen Chrysostomus, (der auch einer war) mit den Hirten vergleichet, denen eine Heerde Schaafe, oder anderen Viehes anvertrauet ist. Dieser heilige Prälat heißt seine Amtsbrüder auf jene Bauren sehen, die auf dem Gebürge von Kappadocien so viel Ungemach über sich nehmen, und oft drey ganze Tage in dem Schnee zubringen; oder auch auf andere, die in den Einöden Lybiens, die sehr hitzig sind, sich andern eben so grossen Beschwerden unterziehen müssen. Denn sie durchlaufen dieselben bey Tag, und Nacht; obschon sie wegen der Menge wilder, und giftiger Thiere keine Stunde lang sicher sind.

Darauf machet er diese Folgerung: wenn andere Hirten für Thiere, die nur zur Schlacht-

 bank

bank bestimmt sind, so viel Mühe, und Gefahr ausstehen, wie werden wir geistliche Hirten vor Gott mit einer Entschuldigung aufkommen, wenn wir, die wir vernünftige, zum ewigen Leben bestimmte Seelen besorgen, zu eben der Zeit in tiefen Schlaf versunken sind, da Räuber, und Wölfe von allen Seiten einbrechen! kann uns etwa unbekannt seyn wie viel an dieser Heerde gelegen ist: und wie viel Jesus Christus für ein einziges dieser Schaafe gethan, und gelitten hat? Er stirbt für dieses, und opfert ihm alles auf. Wir hingegen sollen uns für das Heil eines weitläuftigen Kirchensprengels nicht einmal unserer Ruhe, und Gemächlichkeit begeben? Wir sollen uns vor dem Wolfe verbergen? Wir sollen mit dem Ansehen, und der Gewalt zufrieden, alle Bemühung anderen überlassen? Wir sollen unsre Schaafe nicht kennen? Wir sollen so weichlich seyn, daß wir nicht einmal das Gebell der Hunde, die an unsrer Statt Wache halten, mehr ertragen wollen? Eine schreckliche Sache! die mich desto mehr schauern machet, weil ich sehe, daß sich viele zu diesem Amte eindringen:

und da die ersten Bischöfe allemal Gewalt litten, als sie dahin gelangten, im Gegentheil Gewalt brauchen, wenn sie meynen, es dörfte ihnen ein anderer, der das Gewicht seiner Würde besser fühlet, bey der Wahl vorgezogen werden. Nein spricht **Gregorius** der Große, auch der Tugendhafteste soll nur aus Zwang Bischof werden; der aber nicht tugendhaft ist, soll sich nicht einmal dazu zwingen lassen. Da er sich selbst nicht leiten kann, wie will er anderen vorstehen: und da er die eigenen Mackeln nicht sieht, wie wird er andere sauber halten? Alle Augen sind auf ihn gerichtet: und für alle muß er Rechenschaft geben. Je höher der Stufen; desto schwerer die Pflicht, desto grösser die Gefahr.

XXXVII.

Wie sich die Oberkeiten in Bestrafung der Laster zu verhalten haben.

Wenn die Aergernisse öffentlich sind, und der Schaden allgemein wird, sollen die Strafgesetze alle ihre Wirksamkeit erhalten. Güte, und Milde sind da zur Unzeit angebracht. Man muß nicht einmal zaudern; sondern den Anfang geradezu bey der Execution machen. In diesem Falle gleicht die Rache des Regenten jenen Donnerkeilen, die einen plötzlichen Ausbruch nehmen. Wie dort der Schlag dem Knalle bevorkömmt, so muß da die Geschwindigkeit dem Schrecken vorangehen. Bey andern Fällen kann nicht nur Gnade, sondern auch Nachsicht Platz haben. Denn auch die Donnerkeile fallen nicht zu oft: und wo sie wirklich wen treffen, ist es allemal zur Warnung der übrigen angesehen. Denn der Schöpfer will, daß die Strafe nur über einen, die Furcht aber über alle komme; wie **Ambrosius** spricht.

Der
neunte Abschnitt.

Gleichnisse
der
Kirchenväter
von
Glaubenssachen.

I. In Glaubenssachen muß man sich nicht auf seine Einsichten verlassen.
II. An der Schrift läßt sich nichts ändern.
III. Man muß sich dabey nicht nur an den Buchstaben halten.
IV. Von der Sichtbarkeit der Kirche.
V. Diejenigen, die itzt mitten im Christenthum die Religion anfechten, wenn sie schon geduldet werden, gehören nimmer zur Kirche.
VI. Von dem sichtbaren Oberhaupt der Kirche.
VII. Von den Kirchenvätern, wenn sie in ihren Schriften etwas zu übertrieben scheinen.
VIII. Von der blossen Vernunft ohne Glauben, und dem blossen Glauben ohne Werke.
IX. Von den geheimen Wegen der Vorsehung.
X. Von der Erbsünde, und ihren Wirkungen.
XI. Von den vielen Streitigkeiten, welche die Ketzer über die Menschwerdung aufgeworfen haben.
XII. Von dem Umgange des Gottmenschen mit den Sündern.
XIII. Von der Todesangst desselben.
XIV. Von dem Leiden desselben.
XV. Von der Auferstehung desselben.
XVI. Von der Nothwendigkeit, und dem Ueberfluß der Gnade.
XVII. Von der Kraft des Gebethes.
XVIII. Von der Macht des Kreuzes.
XIX. Von der Verehrung der Mutter Gottes.
XX. Von dem Zutrauen zur Mutter Gottes.
XXI. Von den heiligen Blutzeugen; und wie viel diese der ersten Kirche genutzet haben.

XXII.

XXII. Von den Ketzern, welche gewisse Sünden für unnachläßlich ausgaben.

XXIII. Die Gegenwart Jesu Christi im Abendmahl hat nichts unmögliches.

XXIV. Im Stand der Sünde darf man die Kommunion nicht empfangen.

XXV. Erklärung des Geheimnisses der göttlichen Dreyeinigkeit.

XXVI. Von der Strafe des Verlursts bey den Verdammten.

XXVII. Von dem Verhältniß zwischen der Dauer der Strafe, und der Dauer der Sünde.

I.

In Glaubenssachen muß man sich nicht auf seine Einsichten verlassen.

Auch die Scharfsichtigsten, wenn sie die Sonne, oder andere glänzende Körper zu starr anschauen, schwächen die Augen: und wenn sie nicht aufhören, kommen sie gar ums Gesicht. Aber auch die Gelehrten, so einsichtig sie seyn wollen, wenn sie sich an die Geheimnisse der Offenbarung, und jene Wahrheiten wagen, die über die Natur sind, tragen nichts davon als Blendung; und lassen sie nicht nach, verlieren sie das Licht des Glaubens. Eine Gleichniß, die wir bey mehrern Vätern antreffen; und auf welche sie das Buch der Sprüchwörter geführet hat; in dem wir am 25. Kap. 27. V. lesen: Scrutator majestatis opprimetur a gloria. Der die

Herr-

Herrlichkeit durchgrübelt, wird durch ihren Glanz unterdrückt.

II.

An der Schrift läßt sich nichts ändern.

Niemand getrauet sich das Testament eines Menschen, das bestättiget ist, umzuwerfen; und es soll Leute geben, schreibt der heilige Pacianus, die sich getrauen am Testament Gottes, das er selbst versiegelt hat, Aenderungen vorzunehmen! Allein fahren sie fort, wagen sie den schrecklichen Schritt; wenn sie schon nicht nur Buchstaben, sondern ganze Bücher in der Bibel ausstreichen, werden die darum uns jenen Glauben, den wir daran haben, aus dem Herzen nehmen?

III.

Man muß sich dabey nicht nur an den Buchstaben halten.

1. Niedliche, und kostbare Früchte haben schon von aussen was reizendes: und können durchs blosse Anschauen nicht nur die Augen, sondern auch die Gemüther derjeni-

gen

gen ergötzen, welchen sie gezeiget werden. Doch steckt die Hauptsache, ich meyne das, was schmecket, was erfrischet, was stärket, und heilsam ist, im Innern. Wers erfahren will, muß sich die Mühe nehmen dieselben zu öffnen. Nicht anders muß man von den Büchern der Bibel reden. Obwohl daran alles, was wir lesen, auch der Geschichte, auch dem Buchstaben nach glänzet, einnimmt, und Vergnügen machet; so steckt doch der Kern, und das Mark in der innern Bedeutung: wo nicht nur alle Kern, oder Sprüche, sondern auch alle Ausdrücke, Silben, und Tüpflein voll des Geistes sind, und nach himmlischen Geheimnissen riechen. Man muß dann vorzüglich auf dieses gehen: und die Bibel mit dem Geist lesen, mit dem sie verfasset worden. Man muß ihren Sinn gleichsam aussaugen, und ihre Empfindungen selbst annehmen. Ein anders ist lesen, ein anders verstehen. Ein anders ist sehen; ein anders Bekanntschaft machen. Ein anderes ist ein Besuch, oder die Einkehre; ein anderes der tägliche, vertrauliche Umgang. So schreibt der heilige Hieronymus, der einen grossen Theil seines langen Lebens in Be-

tra chtung

trachtung der heiligen Schrift zugebracht hat: und dem eben darum auch andere Väter beypflichten.

2. Diejenigen, welche Gold, und Silber graben, bleiben nie beym Aeussern; sie dringen immer tiefer in die Mienen: und wenn sie auf eine Ader gekommen sind, wenden sie allen Fleiß an, um das Metall vom Schlack, und von der Erde zu säubern, freylich ziehen sie von dieser langwierigen, und grossen Mühe wenig Vortheil; sie müssen oft erfahren, daß der Erfolg ihrer Erwartung gar schlecht entspricht; dem ungeacht hören sie nicht auf zu graben: sie werden von der Hoffnung nur mehr gereitzet: und sind zu ihren Ungemachen wie unempfindlich. Wenn aber diese für so ungewisse, zergängliche Reichthümer sich das kosten lassen, wie unverdrossen sollen wir seyn, wenn wir in der Bibel jenen himmlischen, und ewigen Schätzen nachspüren; wo wir ja versichert sind, daß die Arbeit nie vergeblich ist: daß wir allemal mehr entdecken werden, als wir hofften; und daß der Lohn nicht nur über alle Erwartung, sondern über alle Wünsche hinausgeht?

IV.
Von der Sichtbarkeit der wahren Kirche.

Wenn wer einen Berg, und eine darauf gebaute herrliche Stadt nimmer sähe, würde jedermann sagen, entweder sey er blind, oder schliesse mit Fleiß die Augen zu; und jene, welche die Kirche Gottes, dieß so große, so prächtige, im Angesicht der ganzen Welt dastehende Gebäude nimmer sehen, sollen Augen haben? Ja sie haben Augen, spricht der heilige **Augustinus**; aber sie halten dieselben vorsätzlich zugeschlossen.

V.
Diejenigen, welche itzt mitten im Christenthum die Religion anfechten, wenn sie schon geduldet werden, gehören nimmer zur Kirche.

Der heilige **Augustinus** saget, die bösen Feuchtigkeiten eines Menschen sind mitten in dessen Körper; sie gehören aber nicht zu diesem. Im Gegentheil hindern sie ihn in allen Verrichtungen: sie beklemmen ihm die Brust, sie zwingen ihn, alle Mittel an-

zuwenden, dieselben abzutreiben, und von sich zu schaffen. Die Kirche ist ein Körper, in dem sich heute viele Abtrünnige, und Ungläubige aufhalten. Sie gehören aber nicht zu ihr: und sie ist immer bedacht, wie sie deren los werden, und dieselben auswerfen kann; damit sie ihr nicht beschwerlich fallen: und jenes, was eigentlich das Ihrige ist, und Bestandtheile von ihr ausmachet, ihr Eingeweid, ihre Nerven, ihr Blut, ihre noch gesunden frischen Glieder anstecken. Und hat sie sich ihrer entladen, da wollen wir getrost mit dem Apostel sagen: Ex nobis prodierunt, sed non erant ex nobis. **Sie sind von uns ausgegangen; aber sie waren nicht von uns. 1. Johann. 2. Kap. 19. V.**

VI.

Vom sichtbaren Oberhaupt der Kirche.

In einem Schiffe ist nur ein Steuermann; in einem Hause ist nur ein Herr; ja in einem ganzen Heere ist nur ein Feldherr, auf dessen Wink sich alle bewegen. So spricht der heilige **Hieronymus**, ists auch in der wah-

wahren allgemeinen Kirche. Weil sie wohl eingerichtet ist (denn sie ist die Kirche Gottes) hat sie einen obersten Vorsteher, dem alle übrige untergeordnet sind: und der sie bey der Einheit erhält, ohne welche sie keine ordentliche, keine ruhige, keine dauerhafte Gemeinde ausmachen würde.

VII.

Von den Kirchenvätern, wenn sie in ihren Schriften etwas zu übertreiben scheinen.

Die alten Lehrer, wenn sie sich an einen Irrthum machen, scheinen oft in der Hitze ihres Lehrstreits vom Gegentheil so hingerissen zu werden, daß man recht Mühe hat ihnen durchzuhelfen, und den Worten, wie sie daliegen, eine Wendung zu geben, die nicht an einem andern Glaubenssatz anstosse. Das aber soll uns nicht irre machen, schreibt **Theodoretus**. Man muß sie in diesem besondern Fall als geschickte Gärtner betrachten, die nicht zufrieden sind ein junges Bäumlein, daß sie krumm heranwachsen sehen, in die Gräde zu ziehen; sondern, da-

mit es so desto gewisser zu jener Stellung, von der es abgewichen war, gebracht werden möge, dasselbe sogar auf die andere Seite biegen.

VIII.

Von der blossen Vernunft ohne Glauben, und dem blossen Glauben ohne Werke.

Wer in der Finsterniß wandert, wenn er schon die Augen offen hält, sieht nichts: und wer die Augen schliesset, sieht auch nichts, wenn er schon im Licht wandert. Weder jenen können die offene Augen, noch diesen das Licht dorthin führen, wohin er kommen soll. Der erste ist ein Ungläubiger, der mit der blossen Vernunft ohne Glauben; der zweyte ist ein Gläubiger, der mit dem blossen Glauben ohne Werke die Seligkeit hoffet. Jener muß ums Licht des Glaubens, dieser um die Gnade eines bessern Wandels bitten; sonst sind beyde verloren, spricht der heilige Augustinus.

IX.
Von den geheimen Wegen der Vorsehung.

1. Es geschieht öfter, daß ein Unerfahrner, wie wiederum der heilige Augustinus erinnert, in die Werkstätte eines Künstlers kömmt. Er sieht darinn verschiedenen Werkzeug, von dem er nicht weis, zu was er tauget, und bestimmet ist. Er ist verwägen genug, daß er darüber abspricht, und ihn für untüchtig, oder unnöthig hält. Weil er aber das thut, fällt er bey einem Ofen ins Feuer, oder verletzet sich an einem spitzigen Eisen, daß er unrecht in die Hand genommen. Darum wird er nicht nur in seiner Meynung bestättiget; sondern glaubet noch gar, es sey viel schädliches, und gefährliches an diesem Orte. Der Meister der dem allem zuhöret, lachet darüber, und fährt in seiner Arbeit fort. Kennet ihr euch in diesem Bild ihr Wahnwitzige, die ihr so vermessen seyd, und viele Geschöpfe, die der Baumeister dieser Welt zu geheimen Absichten brauchet, bald für untüchtig, bald für unnöthig, bald für schädlich, und gefährlich aus-

ausgebet? Kennet ihr euch, sage ich? Ihr wollet alles besser verstehen, als jener, der es gemachet hat. Was habet ihr aber von euren tollen Urtheilen, als daß ihr euch dabey verwundet: und bey jenen, die der Sache besser kündig sind, eure Unbesonnenheit, und Thorheit an Tag gebet? Seyd nur ihr nicht Narren; das andere ist alles nach der Vernunft, und zwar nach einer höhern Vernunft, als das ihr im Stand wäret dieselbe beurtheilen zu können.

2. In der rechten Mischung, und Anwendung des **Verschiedenen**, und **Widrigen** (die aber von wenigen eingesehen wird) besteht eigentlich die Vollkommenheit, und das ganze Geheimniß eines künstlichen **Ganzen**. So wird aus den Tönen eine Musik, aus den Farben ein Gemälde, aus den Materialien ein Gebäude, aus den Wörtern ein Gedicht. Das Gleiche geschieht bey der Einrichtung der Welt. So entgegengesetzt die **Theile** sind, kommen doch alle in dem übereins, daß sie miteinander ein bewunderungswürdiges **Ganzes** ausmachen.

X.

Von der Erbsünde, und ihren Wirkungen.

1. Wenn der Vater ein Sklav ist, werden auch die Kinder Sklaven. Das ist die Natur der Sklaverey, in der er sie gezeuget hat. Kannst du dies unbillig, oder ungerecht heissen? Nein; denn die Dienstbarkeit bezieht sich nicht auf die **Person**, sondern auf den **Stand**. Eben das ist bey der Erbsünde. Sie klebet der Menschheit an; man erbet sie wie das Blut, und bringt sie mit auf diese Welt.

2. Wie der Sohn eines beschnittenen Juden dennoch mit der Vorhaut auf die Welt kömmt: und gleich dem Vater, muß beschnitten werden, wenn er ein Kind Abrahams seyn soll; so kömmt auch der Sohn eines getauften Christen, mit der Erbsünde auf die Welt: und muß, wenn er ein Kind der Kirche seyn soll, wie der Vater getaufet werden. Vernehmet die Ursache, die uns der heilige Augustinus giebt: **Darum ist der nicht gerechtfertiget, der von einem Gerechtfertigten gezeuget wird; weil jener nicht aus dem,**

aus welchem er wiedergebohren, sondern aus dem, aus welchem er gebohren war, zeuget. (*)

3. Wenn schon die Erbsünde selbst durch den Tauf getilget ist, bleiben dennoch einige Strafen derselben. Jene Schlange, die uns dort gebissen, hat zwar die Zähne, aber nicht alles Gift zurückgezogen, spricht der heilige **Hieronymus.**

XI.

Von den vielen Streitigkeiten, welche die Ketzer über die Menschwerdung aufgeworfen haben.

1. Der heilige **Petrus Chrysologus**, als er den Erzketzer **Eutyches** mit wenigen Worten zurechte weisen wollte, machete diese vortreffliche Anmerkung. Kraft der Gesetze hören nach dreyssig Jahren alle Streithändel über weltliche Dinge auf. Man hält dem kein Recht mehr, der etwas fodert, was sich so verjähret hat; und der Streit-

händel

(*) Ideo de baptizato non justus nascitur; quia non eum generat, unde regeneratus est, sed unde generatus est. Sermone 294. alias 14. de Verbis Apostoli.

handel über die Weise der göttlichen Menschwerdung, von der Gott selbst saget, daß sie sich nicht erklären, nicht begreifen lasse, soll nach mehrern Jahrhunderten aufs neue wieder aufgeweckt, und durch vermessene Fragen mehr verwirret werden!

2. Wenn ein Prinz das Kleid eines Sklaven anzöge, um darinn ins Koth zu steigen, und einen kostbaren Stein heraus zu nehmen; den er hernach abwüsche, und an Finger steckete, könnte mans ihm übel deuten? Eben so wenig, schreibt **Tertullianus**, kann dem Sohne Gottes zum Schimpf angerechnet werden, daß er die Gestalt eines Knechts annahm; und, unsre Seele zu retten, zu reinigen, sich eigen zu machen, mitten in den Unrath unsrer Natur herunterstieg.

3. So sehr sich die menschliche Vernunft in dieser Erniedrigung Gottes verliert, so viel Herrlichkeit, und Glanz entdecket darinn der Glaube. Und obschon, da man die Majestät allein betrachtet, alle Menschen zusammen genommen viel zu gering sind, daß ein ewiges höchstes Wesen sich ihretwe-

gen so herunterlasse, geschieht doch, so bald man auch die übrigen Vollkommenheiten zu Hülf nimmt, fast eben das, was bey der Waage. Denn wie die einte Schaale, welche sinkt, die andere um eben so viel steigen machet, als sie gesunken; so muß die Erniedrigung des Sohns, welche ohne Maas ist, seinem Vater zur unermessenen Ehre gereichen.

XII.

Von dem Umgang des Gottmenschen mit den Sündern.

Kommet ihr Verwägene, die ihr euch darüber aufhaltet, wenn ihr den Sohn Gottes mit den Sündern umgehen, und speisen sehet! Kommet, sage ich, und klaget den Arzten an, daß er sich in Gestank hineinwaget, und sich bis aufs Stroh herabläßt, um einen armen verlassenen Tropfen, der eine scheußliche Krankheit hat, und mit dems aufs äusserste gekommen ist, dem Tode zu entreissen. Freylich spricht der heilige **Augustinus**, war dort der Arzt gar zu vornehm

nehm, gar zu erhaben; allein es lag auch ein gar zu wichtiger, und verzweifelter Kranker da.

XIII.

Von der Todesangst desselben.

Der eben gedachte Lehrer machet über dieß Geheimniß der vermenschten Gottheit folgende Anmerkung. Damit nicht der Kranke sagen möchte: **ich kann ein Getrank wie das ist, sollte es noch so heilsam seyn, nicht trinken. Es ist mir nicht möglich; ich bringe es nicht hinunter;** was thut der Arzt? Er setzet das Glas selbst an Mund, er trinkt, um dem andern Lust zu machen, daß er Bescheid thue: und in der Gefahr nicht ausschlage, was auch der Gesunde nicht verabscheuet. So machete es der Heiland, jener allgemeine Arzt der Menschen. Er trank den bittern Kelch zuvor, um uns zu bereden, daß auch wir darnach griffen. Oder sage mein Mensch! welche Bitterkeit ist in allen unsern Bechern, und Arzneymitteln, die er nicht gekostet, und bis zum Grund ausgeleeret hat?

XIV.

Von dem Leiden desselben.

1. Wenn ein Glied am Schmerzen des Haupts keinen Antheil nähme, und nichts mehr davon empfände, was mußte man anders urtheilen, als daß es von ihm getrennet, ausgedorret, oder abgestorben wäre? Das Gleiche schreibt Bonaventura, muß man denken, so bald man sieht, daß ein Christ vom Leiden seines Erlösers nimmer gerühret wird, und kein Mitleid mehr für diesen spüret. O mein Erlöser! du bist unser Oberhaupt: uud ich soll einen Theil von dir ausmachen; denn ich gehöre zu deinem Leibe. Bin ich etwa von dir schon getrennet? Wenn ich dir noch zugehöre, wie ists möglich, daß ich bey deinen Schmerzen ohne Empfindung, ohne Theilnehmung, und Unruhe bin? Ach! ich kann nimmer ohne Wunde leben, so lange ich dich verwundet sehe.

2. Das Leiden **Jesu Christi** soll bey allen Widerwärtigkeiten unsern kräftigsten Trost ausmachen. Seine Schmerzen lindern unsre Schmerzen, und seine Wunden heilen unsre

unsre Wunden. Sey es, daß es uns übel geht: daß man uns verachtet, beschimpfet, verfolget, um unsre Ruhe, um unser Vermögen, um unsre Ehre bringt; wir haben noch nicht bis zum Blut gestritten: und sollte auch dies geschehen seyn, spricht **Bernardus**, darf man nur ein Aug gegen seinen mit Blut überronnenen Anführer erheben. Ein Soldat merkt kaum, daß er verwundet ist, wenn er sieht, wie viele Wunden sein Feldherr hat.

3. Die Grösse, und die Folgen einer Krankheit spricht wiederum der heilige **Bernhard**, muß man nach dem Arzten, den man brauchet, nach dem Aufwande, den man machet, nach der Mühe, die man sich giebt, nach der Bestürzung, in die man geräth, abmessen. Eben so läßt sich auf die Schwere unsers Falls aus den Hausmitteln schliessen, die dazu nöthig gewesen. Nichts als das Blut **Jesu Christi** konnte uns heilen. O wie schrecklich mußten die Wunden seyn, für die man ein solches Pflaster bereitete: und wegen denen der Herr selbst verwundet wurde! Wenn diese nicht den Tod, und zwar den

ewi-

ewigen Tod brächten, hätte ein Gott nie sterben müssen.

XV.

Von der Auferstehung desselben.

Es geziemet sich nicht, daß wir bey der Auferstehung des Heilands nur müssige Zuschauer, oder Gratulanten abgeben. Nein; seine Auferstehung ist das Sinnbild, und das Muster der unsrigen. Gleichwie er nie wahrhaft hätte erstehen können, wenn er nicht zuvor wahrhaft gestorben, und begraben worden wäre; so können auch wir sittlicher Weise zu keinem neuen Leben gelangen, wenn wir nicht dem vorigen ganz abgestorben sind: und unsre Sünden durch die wahre Buße gleichsam begraben haben. Ist dies geschehen, so wird der Schimmer der österlichen Feyer, und dieses beglücktesten, herrlichsten Tages bis in unsre finstre Gräber dringen. Er wird sie beleuchten, und in Bewegung setzen. Wir alle Glieder werden mit dem erstandenen Haupte erstehen: und die Herrlichkeit unsrer Erneuerung wird das Schicksal des ehemaligen Fäulnisses auf ein=

einmal zudecken. Das ist die Erklärung von der Gleichförmigkeit mit dem erstandenen Heilande; die man überall bey den Vätern findet, wenn sie über den Gegenstand des Osterfestes zu Rede werden.

XVI.

Von der Nothwendigkeit, und dem Ueberflusse der Gnade.

1. Die menschliche Natur spricht Augustinus war freylich im Stand sich selbst durch ihren freyen Willen zu verwunden; nachdem sie aber verwundet war, hat sie sich durch diesen freyen Willen nicht selbst wieder herstellen können. Zum Erkranken brauchts keinen Arzten: man kann das selbst ohne wen andern, bloß durch ein unordentlich Leben zuwegebringen; hingegen, wenn man einmal erkranket ist, muß man zum Arzten schicken: und sich die Mittel, die er zur Genesung nöthig findet, gefallen lassen.

2. Niemand kann die Sonne sehen, wenn diese nicht selbsten das meiste dazu beyträgt. Sie muß uns aufgehen; sonst taugen unsre auch schärfsten Augen zu nichts; weil

weil alles, was diese sehen, vom Tage kömmt, den sie so wohl über unser Gesicht, als dessen Gegenständen verbreitet. Eben das läßt sich von den meisten Bedürfnissen unsres Lebens sagen; weil wir zu diesen insgemein auch die übrigen Einflüsse dieses wohlthätigen Gestirns vonnöthen haben. Eine herrliche Vorstellung der göttlichen Gnade, derer sich mehrere Lehrer bedient haben! Wir können ohne diese im geistlichen Leben noch weniger als im leiblichen ohne die Sonne fortkommen. Die Gnade muß überall vorangehen, unsern Glauben, und unsern Werken den Anfang machen, dieselben begleiten, und zu jenem übernatürlichen Werth erheben, ohne den sie mit ihrem grossen Lohne kein Verhältniß hätten. O mein Herr! entzieh uns doch diese nicht: und wie du als Schöpfer die Stralen der Sonne täglich über die Körper ausgiessest, so halt auch die Ausflüsse, und Wirkungen deiner Gnade auf die Seelen nie zurück!

3. Die Gnade, wie uns **Hieronymus** versichert, weiß um kein ander Maas, als jenes unserer Vorbereitung. Sie ist dießfalls wie eine Quelle, die läßt sich nie erschöpfen.

Ein

Ein jeder kann haben so viel er will. Bekömmt er wenig, ist es seine, und nicht ihre Schuld. Sie füllete ihm ein größeres Geschirr, wie sie ihm das kleine gefüllet hat. Der Herr verliert nichts von dem, was er uns giebt. Er giebt dann allen im Ueberfluß, und so viel sie fassen können. Darum müsset ihr nie mit dem zufrieden seyn, was ihr schon empfangen habet, begehret immer; und wenn ihrs erhalten habet, begehret aufs neue. Wir müssen in Bewerbung um die Gnade um so geiziger seyn, je reicher und freygebiger der ist, der sie uns ausspendet. So lange wir nicht satt sind im Annehmen, wird er auch im Geben nicht aufhören, oder abnehmen. Er giebt lieber, als wir empfangen.

XVII.

Von der Kraft des Gebethes.

Gott hat versprochen, wir würden durchs Gebeth alles erhalten; und dennoch, wenn wir gewisse Sachen von ihm begehren, an denen uns am meisten gelegen ist, schlägt er sie uns ab. Er läßt dieß Gebeth ohne

Kraft; aber warum? Weil er weis, daß er uns durchs Erhören keine Wohlthat erwiese: und daß uns solche Sachen vielmehr Schaden, als Nutzen brächten. Er ist der Arzt; und wir sind die Kranken. Der Arzt verspricht, und giebt den Kranken alles; nur das Schädliche nicht. Was aber uns schädlich sey, spricht Augustinus, können wir selbst am wenigsten sagen. Der Arzt weis das, nicht der Kranke. So schreibet doch den Arzten nicht vor, was er zu thün, und zu gestatten hat! vielmehr vernehmet von ihm, was ihr bey eurer Krankheit lassen, und nimmer begehren sollet. Er schlägt euch aus Erbarmniß, aus Güte, und Zuneigung ab, was er euch nur im Zorn, und aus Unmuth ab euer Ungestimme gestatten könnte.

XVIII.

Von der Macht des Kreuzes.

1. Nichts fürchtet der Hund mehr als den Stecken, mit dem er einst geschlagen worden. Auf den ersten Anblick desselben macht er sich davon. Der Teufel weis, wie hart ihn das Kreuz des Erlösers

ge=

getroffen hat; darum ertattert er, und ergreift die Flucht, so bald er das blosse Zeichen desselben erblicket hat.

2. Der heilige **Ephraim** merket an, daß wenn einer das Wappen seines Königs trägt, sich Niemand an ihm zu vergreifen getraue. Dies allein, saget er, stellet ihn vor allen Anfällen der Feinde sicher. Wie viel sicherer können wir Christen seyn, die wir das Wappen nicht eines irdischen, sondern himmlischen Königs führen: und den Feinden jenes Kreuz können entgegen setzen, mit dem er sie, und andere längst zu Schanden gemachet, und besieget hat?

XIX.
Von der Verehrung der Mutter Gottes.

1. Wenn einer der Mutter des Königs Ehre bewiese, würde nicht diese Ehre auf ihren Sohn den König fallen? Er, und die Mutter sind nur ein Fleisch. Er hat sein Daseyn von ihr. Wie soll dann die Ehre, welche wir **Marien** beweisen, ihrem göttlichen Sohne, unserm König, und Herrn,

zuwider seyn? Warum soll er sie nicht annehmen, als wenn sie ihm selbst bewiesen würde? Hat nicht er befohlen, man solle die Aeltern ehren? Wird er das Geboth übertretten, das er andern gegeben hat? Er hat nach seiner menschlichen Natur keinen Vater: er ist ganz der Sohn seiner Mutter: ihr allein gehöret er zu. Darum läßt sich leicht erachten, daß er diese seine Mutter nicht nur selbst recht vorzüglich ehre, sondern auch wolle, daß sie von allen den Seinigen geehret werde. **Maria, spricht Arnoldus von Chartres, hat mit ihrem Sohne nicht so fast eine gemeinschäftliche, als eben dieselbe Ehre.** Filii gloriam cum matre non tam communem judico, quam eandem. De laudibus Mariæ, post medium.

XX.

XX.

Von dem Zutrauen zur Mutter Gottes.

2. Die Mutter Gottes wird von uns Scala cæli, die Leiter des Himmels genennet. Jede Leiter hat einen doppelten Gebrauch. Man kann auf ihr wie von der Höhe in die Tiefe, so auch von der Tiefe in die Höhe steigen. Wenn dann Maria als eine Leiter an Himmel gestellet worden, giebt sich ihr doppelter Gebrauch von selbst. Auf ihr ist Gott zu uns auf die Erde herabgestiegen; damit wir Menschen hinwieder zu ihm in Himmel hinaufsteigen können. Ein Gedanken des heiligen Fulgentius.

XXI.

Von den heiligen Blutzeugen: und wie viel diese der ersten Kirche genutzet haben.

In einem Acker, wo die Früchten schon zeitig sind, thut ein Sturmwind keinen Schaden, wenn er auch viele Körnlein herunter wirft. Er nützet vielmehr; weil sich diese dadurch vermehren: und, anstatt eines

jeden, fünfzig andere hervorkommen. Der Heiland hat seine Kirche selbst einem Acker, und seine Auserwählten dem Saamen verglichen. Diese nun, da sie vom Verfolger abgeschlagen worden, haben die Aerndte nicht vermindert, sondern für die Zukunft viel häufiger gemachet. Jener wollte den Acker verwüsten; er hat ihn aber gebauet, und angesäet. Es wurde desto mehr in die Scheuren gebracht, je mehr er diesen zu entziehen gehoffet. Der heilige Leo.

XXII.

Von den Ketzern, welche gewisse Sünden für unnachläßlich ausgaben.

Je gefährlicher ein Mensch erkranket ist, desto weniger soll man ihm, so lange eine Hoffnung der Genesung vorhanden, die Apotheke zuschliessen. Das aber thaten jene alten Irrlehrer, welche den Sündern die Busse so erschweret haben, bis diese davon abgeschreckt wurden. Und wie wäre zu wünschen, daß nicht die Neuesten, wie in andern Stücken, also auch in dieser übertriebenen Strenge ihnen so getreulich gefolget wären!

Ja,

Ja, saget der heilige Hieronymus, da man diese Leute nicht losbinden will, verbeut man ihnen eben das, was sie allein heilen, und wiederherstellen kann. Ach! was sind das für Leute, welche, nachdem sie Ursache waren, daß sich die Laster bey uns so häufeten, es nun dahin bringen wollen, daß dieselben nicht einmal mehr abgebüßt werden können! jedermann bekennet, daß wir oft, und schwerlich sündigen; wer will dann läugnen, daß wir Busse thun sollen? Freylich wenden sie vor, durch die Hoffnung der Vergebung werden die Sünden nur vermehret. Sey es, daß dies oft geschieht: geschieht das Widerspiel nicht noch öfter? Ja, damit wir zur Hauptsache kommen, was kann den Sünder mehr zum Sündigen reitzen, als wenn er an der Vergebung verzweifeln muß: und ihm beyfällt, er sey dennoch verloren, er möge nun davon abstehen, oder zu den vorigen Verbrechen noch andere hinzusetzen? Sed augent, spricht der heilige Augustinus, sed augent homines peccata spe veniæ? Imo augerent peccata desperatione veniæ. Concione I. in Psalmum 101. post medium. Doch es ist diesen Leuten nicht um das zu

thun, daß sie das Sündigen abbringen; sie möchten lieber das Sakrament der Buße aufheben; welches allen jenen vorderst im Weg steht, die sich einmal in Kopf gesetzet, die Offenbarung zu untergraben, und uns wiederum zu Heiden zu machen. O ihr Priester des Herrn, die ihr den Gewalt zum Auflösen, und zum Binden habet! lasset euch von diesen Heuchlern nicht hintergehen: und so lange noch Büsser zu euch kommen, vertreibet sie nicht. Seyd nie zu hart gegen jene, die einen so gütigen Heiland haben; und wenn ihr betrachtet, wie er selbst mit den Sündern umgegangen, fürchtet euch immer mehr, in der Schärfe, als in der Nachsicht zu weit zu gehen.

XXIII.

Die Gegenwart Jesu Christi im Abendmal hat nichts unmögliches.

Guitmundus von Aversa, der am beßten wider den Berengarius geschrieben, machet über die Gegenwart des Heilands im Sakrament des Altars eine Gleichniß, die sehr scharfsinnig ist. Er saget, der Gedanken eines Menschen, welcher in Worte gleichsam eingekleidet wird, ist ohne Wunder ganz im Verstand, und Mund des Redenden; und zugleich ganz in den Ohren, und dem Verstande aller, die ihn anhören. Eben so kann man sagen: in dem engen Raume eines Augs kommen die verschiedensten Gegenstände so zusammen, daß sie weder zusammengezogen, noch gestümmelt, noch verwirret, noch geändert werden. Ein einziges Aug sieht auf einmal viele tausend Gegenstände: und ein einziger Gegenstand ist zugleich in viel tausend Augen. Beydes glauben wir; weil wirs täglich, ja stündlich erfahren. Und dennoch geschieht es ohne alles Wunder. Die blossen Kräfte der Natur vermögen eine so seltsame Sache, die wir

mit allen unsern Einsichten nie begreifen werden. Warum sollen wir dann für unmöglich halten, daß der Leib **Christi** durch ein Wunder, und durch die Verwendung der Allmacht Gottes zugleich ganz in sich, und ganz im Mund vieler tausend Speisenden seyn könne? Ist nicht zwischen diesen natürlichen Wirkungen, und jenem geoffenbartem Geheimnisse eine verwunderliche Gleichheit und Uebereinstimmung so wohl in der Einheit, als der erstaunlichen Vervielfältigung derselben? Und muß nicht dieselbe durch den Unterschied der Natur, und des Wunders, der allein darinn gefunden wird, nur noch mehr bestättiget, und begreiflich gemacht werden? Nein, die Gegenwart **Christi** im Abendmal ist eine **vollkommene Gegenwart**, welche alle, auch unbegreifliche Vorzüge desjenigen hat, was man pflegt **gegenwärtig** zu heissen. Warum? weil sie zugleich eine **übernatürliche Gegenwart** ist, und lauter Wunder voraussetzet; welche aufhörten Wunder zu seyn, wenn sie sich nicht nur glauben, sondern auch begreifen liessen.

XXIV.

Im Stande der Sünde darf man die Kommunion nicht empfangen.

1. Es ist ein Glaubenssatz, daß die Kommunion im Stande der Sünde eine neue Sünde, und eine wahre Entheiligung des Leibs **Christi** sey. Der Apostel saget, ein solcher schlinge mit diesem verwandelten Brode, und Weine das Gericht hinein: und die Kirche hat dessen Worte immer dahin ausgelegt. Schon der alte **Origenes** schrieb; es gäbe Speisen, die nur für Gesunde; und Speisen, die nur für Kranke wären. Die Kranken, die sich unterstünden die Speisen der Gesunden zu geniessen, macheten ihre Umstände viel schlimmer; und jene, so das Fleisch, und Blut **Christi** zu sich nähmen, bevor sie Buße gethan, begiengen ein noch ärgeres Laster, als die vorigen waren. Diese übernatürliche Nahrung würde in ihrem verdorbenen Magen zu lauter Gift.

2. So gar die Schlange, wenn sie zum Brunnen kömmt, und trinken will, soll ihr Gift zuvor weglegen; damit sie nicht sich, und andern

andern Schaden zufüge. Wenn wir diesem verwünschten Thiere in dem gefolget sind, daß wir ganz vom Gift strozen, warum folgen wir ihm nicht auch in jenem, daß wir dasselbe ausspeyen, bevor wir vom Brunnen des Lebens, dem Blute des Herrn trinken?

XXV.
Erklärung des Geheimnisses der göttlichen Dreyeinigkeit.

Man hat sich viele Mühe gegeben, das schwerste Geheimniß der Offenbarung, ich meyne die Dreyeinigkeit Gottes, nach den Begriffen unsrer Vernunft in etwas zu erleichtern. Man ist aber damit nie gar glücklich gewesen. Die beßte und natürlichste bleibt allemal diejenige, welche die Lehrer von der Natur unsrer Seele hergenommen haben. Diese ist ein purer Geist, ein einfaches Wesen, das aus keinen Theilen besteht; und dennoch erfahren, und wissen wir; daß sie drey Kräfte hat: den **Verstand**, mit dem sie die Sachen einsieht: das **Gedächtniß**, mit dem sie sich derselben erinnert: den **Willen**, mit dem sie dieselben entweder verlanget, oder verabscheut. Dem Wesen nach ist sie

also

also eine Einheit; den Kräften aber, oder den natürlichen Gaben nach, machet sie etwas dreyfaches; weil der Verstand vom Gedächtniß, und vom Willen; das Gedächtniß vom Willen, und Verstand; der Willen vom Verstand und Gedächtniß wirklich unterschieden ist. Darum nennet uns die Schrift ein **Ebenbild der Gottheit**; weil wir nach diesem Urbild erschaffen worden. Ja, da andern vernunftlosen Geschöpfen nur Fußstapfen, oder Spuren des Schöpfers eingedrückt sind, ist der Mensch wegen vielen Aehnlichkeiten, und sonderbar wegen dieser, eine Abbildung der ewigen dreyeinigen Natur. Doch auch mit dieser Gleichniß werden wir nie dahin kommen, daß wir als endliche Dinge ein unendliches Wesen fassen, oder erklären können. Denn sollte das geschehen, hörte es auf das höchste Geheimniß zu seyn. Gott fodert von uns in den Lehren eine Unterwerfung des Verstands, wie er in den Geboten eine Unterwerfung des Willens fodert. Mit beyden sollen wir den Himmel verdienen: und es ist nur gar zu billig, daß unsern Glauben einige Schwierigkeiten begleiten; damit wir in Rücksicht auf den Gewalt, den wir

uns

uns dabey anthun, desto mehr Anspruch an die ihm verheissenen grossen Belohnungen haben. Welches alles der alte **Tertullianus** Apologetici cap. 21. nicht nur kurz, sondern auch leicht, und schön zu geben wußte; da er sprach: ut fides non mediocri præmio destinata difficultate constaret.

XXVI.

Von der Strafe des Verlursts bey den Verdammten.

Von dieser lehret der Glauben zwey Stücke. **Erstens** daß der Verdammte seinen Gott nimmermehr sehen werde. **Zweytens** daß die Strafe, wenn auch keine sinnliche Peinen dazu kämen, ihm einen unaussprechlichen Schmerzen verursache. Dies letztere, von dem ich hier allein rede, giebt der heilige **Johannes Damascenus**, der in Auslegung der Glaubenssätze eine besondere Deutlichkeit besaß, mit einer Gleichniß, die gewiß die Sache auch den Einfältigsten begreiflich machet. Er saget nämlich, ein Blinder, obschon er übrigens gesund ist, und keinen Schmerzen leidet, ist dennoch ein recht un-

unglücklicher, elender Mensch; mit dem Jedermann muß Mitleid haben. Dieser einzige Schmerz, daß er die Schönheit der Schöpfung nimmer sehen kann, ist für ihn so groß, und vielfältig, daß er ihn ganz darniederschlägt, und ihm das Leben in lauter Betrübniß, und Unmuth verwandelt. Jetzt fährt er fort, läßt sich abnehmen, was der zu leiden hat, welcher vom Angesichte Gottes ausgeschlossen ist, und für ewig das höchste Gut, die ursprüngliche, unendliche Schönheit nimmer sehen kann! Er wird auf eine Art gequälet, die über unsre Einbildungskraft weit hinweg ist; sollte er auch darneben von jenem Feuer, daß der Herr in seinem Zorne angeblasen hat, und das niemals erlischt, nicht gebrennet werden.

XXVII.

Von dem Verhältniß zwischen der Dauer der Strafe, und der Dauer der Sünde.

Bey unsern Beleidigungen, schreibt Chrysostomus, pfleget man nicht nur auf die Art derselben, sondern auch, und vorderst auf die **Personen** des Beleidigten, und des Be-

Beleidigers zu sehen. Die Niedrigkeit dieses, und die Erhabenheit jenes ist der Maasstab von der Größe der Beleidigung, und von dem Verhältniß, daß zwischen ihr, und der Strafe soll beobachtet werden. Je höher die Würde dessen, der beleidiget wird, und je verächtlicher der Stand des andern, der ihn beleidiget, desto schwerer ist sein Verbrechen, und desto schärfer die Bestrafung desselben. Wenn es aber so ist bey den menschlichen Beleidigungen, soll es bey den göttlichen anders seyn? Ach! wer ist der Beleidigte, und wer ist der Beleidiger! der Beleidigte ist das höchste vollkommene Wesen, dessen Würde Niemand erklären kann; der Beleidiger ist ein Erdwurm, der im Koth herumkriecht. Wenn dann schon die Sünde an sich selbst ihre Schranken hat, ist sie doch in Rücksicht auf diese Entfernung, und den äussersten Unterschied zwischen dem Schöpfer unermessen. Fraget dann nur ihr Ruchlose! **Wo ist das Verhältniß zwischen der Schuld, und ihrer ewigen Strafe?** Ich frage euch entgegen: **Wo ist das Verhältniß zwischen der Schwere der Schuld, und ihrer Strafe, wenn diese Strafe nicht ewig, und**

und weil sie es doch der Heftigkeit nach nicht seyn kann, wenigst der Ausdehnung, oder Dauer nach unendlich ist? Die weltlichen Richter glaubten, ein König wäre vor den Unbilden nie sicher, wenn sie nicht auf eine jede auch mindeste Verachtung desselben die Todesstrafe schlugen; ein solcher heißt es, hat sich der verletzten Majestät schuldig gemacht; er hat das Leben verwirket! Nun, sollen die Verletzungen der unendlichen Majestät gelinder bestrafet werden; da doch offenbar ist, daß sich diese ohne Ausübung der allerstrengsten Rache vor unserem Muthwillen nirgends könnte sicher stellen? Nein, die Gerichte des Herrn sind nicht nur billig, sondern nothwendig: und wenn wer nicht begreifen kann, wie doch eine nur augenblickliche Lust mit einem ewigen Schmerzen müsse bezahlet werden, der denke nur an was anders eben so unbegreifliches; daß nämlich auch dieser ewige Schmerz für viele Millionen der Menschen nicht hinlänglich sey, um sie von einer augenblicklichen Lust abzuhalten. Kann man mit dieser Unsinnigkeit zu streng verfahren! Wenn nun erst der Undank dazu kömmt, mit dem wir unserm größten Wohlthäter begegnen: und

wenn wir gedenken, daß wir eben seine Wohlthaten wider ihn gekehret, und dieselben zu Waffen gemachet, mit denen wir ihn anfallen, und unsere Falschheit, unsern Meyneid, unsern Verrätherey an seiner höchsten Würde, und Gütigkeit ausüben könnten, übersteigt die schwere Sünde, wie der heilige **Isidorus von Pelusium** schreibt, alle Raserey, die sich sagen, oder gedenken läßt; und kann also mit keiner andern, als ewigen Strafe beleget werden.

Reden wir aber mit Christen, brauchet es nichts anders, als sie zu den Füssen des Gekreuzigten zu führen. In der Aussöhnung der Sünde auf der Schädelstätte wird man keine andere als unendliche Gerechtigkeit gewahr. Ein Gott, welcher das Schlachtopfer eines Gottes wird, muß die Sünde zu tilgen ans Kreuz geheftet, und hingerichtet werden! Er stirbt, damit er mit dem schmerzlichsten, und schändlichsten Tode eine Genugthuung leiste, die mit der Größe dessen, der durch die Sünde beleidiget worden, ein Verhältniß hat. Sehet das gewisseste, und schrecklichste Zeugniß von einem äussersten Hasse, und einer unendlichen Strafe der Sünde! denn grösser hätten sie beyde nimmer seyn können.

Der
zehnte Abschnitt.

Gleichnisse
der
Kirchenväter
von
Sachen, welche die Gelehrsamkeit betreffen.

I. Vom Eifer für die Wahrheit.
II. Diese ist bey vielen verhaßt.
III. Denen, die erbauliche Bücher lesen, oder schreiben, bleibt immer etwas davon hangen.
IV. Uebermässiges Lesen bringt mehr Schaden, als Nutzen.
V. Die Bücher der Griechen, und Römer sollens nicht entgelten, daß ihre Verfasser Heiden waren.
VI. Man muß die Reinigkeit der Sprache nicht aus unzüchtigen Schriften lernen.
VII. Die öffentlichen Schulübungen, und Disputationen soll man nicht abschaffen.
VIII. Den Fangschlüssen, und Schulfüchsereyen muß man mit Verachtung begegnen.
IX. Wie man dem Gedächtnisse, dem eben itzt etwas entwischet ist, zu Hilf kann kommen.
X. Reiche Leute, die sich Bücher anschaffen, aber nicht lesen, oder verstehen, machen sich damit nur lächerlich.
XI. Von den Lehrern, die andere zur Wahrheit, und Tugend führen, aber selbst davon abgehen.
XII. Darum ist aber ihre Lehre nicht zu verachten.
XIII. Fromme Männer die von schlüpfrigen Gegenständen zu schreiben haben, thun es ohne Gefahr.
XIV. Die Lobsprüche, die gewisse Authoren einander wechselweise ertheilen, machen sie noch verächtlicher, als sie sind.
XV. Von jungen Leuten, die den größten Schriftstellern, von denen sie ihr Lebtag zu lernen hätten, weil sie schon unter dem Boden sind, Hohn sprechen.
XVI. Von den Brochüren, die itzt täglich zum Vorschein kommen.

I.

Vom Eifer für die Wahrheit.

Je mehr es auf einer Reise Irr- und Abwege giebt, desto mehr Mühe nimmt man sich auf der rechten Strasse zu bleiben; und je mehr einige beflissen sind die Leute durch falsche Grundsätze irre zu machen, und zu verführen, desto grösser soll die Sorgfalt seyn, mit der man sich zu verwenden hat hinter die Wahrheit zu kommen, spricht der heilige **Cyrillus von Alexandria.**

II.

Diese ist bey vielen verhaßt.

Kranken, und triefenden Augen thut nichts so wehe, als das Licht; und boshafte, verkehrte Gemüther bringt nichts mehr auf, als die Wahrheit. Der heilige **Augustinus.**

III.

Denen, die erbauliche Bücher lesen, oder schreiben, bleibt immer etwas davon hangen.

Diejenigen, so sich in einer Apothek aufhalten, und mit Arzneyen umgehen, bekommen einen Geruch davon, den sie an alle Orte mitbringen; und man merkt im Umgang mit jenen, die sich mit Lesen, und Schreiben nützlicher Bücher abgeben, immer etwas, das sie dort auch unvermerkt an sich gezogen.

IV.

Uebermässiges Lesen bringt mehr Schaden, als Nutzen.

Speisen, die man zu häufig, und ungekäuet hineinschlingt, können nie gedeihen. Sie helfen mehr zum Eckel, als zur Nahrung; ja der Magen, der nicht im Stand ist alle zu verdäuen, muß zuletzt den größten Theil in überflüssige, und schädliche Säfte verkehren. Gerade so haben wirs mit den übermässigen Lesen; denn die Bücher nähren das Gemüth nicht minder, als die Speisen den Leib. Wie dann jene, die starken Appetit haben, die am meisten essen, und mehr zu sich neh=

nehmen, als sie verkochen können, darum nicht gesünder sind; weil der Eckel, der darauf folget, schädlicher denn der Hunger ist; so können auch jene, die zu viel lesen, darum nicht gelehrter seyn. Sie füllen den Kopf an, der dadurch beschwert wird: und von den Kenntnissen, die er behalten soll, das meiste fahren läßt. Man muß darum sein Maaß dabey halten, man muß nicht eilen, nicht allerhand durcheinander werfen. Das verschiedene Lesen mag zuweilen ergötzen; aber nur das ordentliche Lesen kann nützen. **Hugo von St. Victor**, und Andere.

V.

Die Bücher der Griechen, und Römer sollens nicht entgelten, daß ihre Verfasser Heiden waren.

Die Kräuter sammeln, fragen nichts darnach, ob sie auf diesem oder jenem Grund gewachsen: wer ihrer gewartet; wer sie gepflanzet, und gegossen hat; wenn sie nur ächt, frisch; und heilsam sind. Sie wachsen oft neben den giftigen; aber die läßt man stehen, und die andern liest man auf. Die Gleichniß hat **Petrus Blesensis** gebrauchet; aber der hei-

heilige Basilius der Grosse hat in seiner bekannten Rede von Lesung heidnischer Bücher den ganzen Gegenstand schon lange zuvor mit vieler Geschicklichkeit ausgeführet.

VI.

Man muß die Reinigkeit der Sprache nicht aus unzüchtigen Schriften lernen.

Der heilige Gregorius von Nazianz, so sehr er sich einer zierlichen, und reinen Schreibart im Griechischen befließ, saget dem ungeacht von jenen, welche das Feine einer Sprache in unzüchtigen Poeten aufsuchen, sie kämen ihm vor, wie die, welche, da sie einen trockenen Weg in die Stadt fänden, durchs Koth waden wollen: oder wo sie ohne Gefahr dem Porte zufahren könnten, sich durch Klippen, und Sandbänke führen lassen.

VII.

Die öffentlichen Schulübungen, und Disputationen soll man nicht abschaffen.

Der alte Lehrer Clemens von Alexandria merket an, daß wie vom Zusammenstossen des Stahls, und des Feuersteins helle Funken hervorbrechen, also durch Schulstreite, und Uebungen im Disputieren die verborgene Wahrheit zum Vorschein komme.

VIII.

VIII.

Den Fangschlüssen, und Schülfüchsereyen muß man mit Verachtung begegnen.

Die Spinnengewebe sind nur da Mücken zu fangen; andere Thiere, wenn sie auch nicht groß sind, durchbrechen dieselben. Ihre Fäden sind zu blöde, als das sie Stand hielten, und diese verwickeln könnten. Eben so ists mit den Schlüssen, die nur gemachet werden kleine Geister zu verwirren; damit sie daran hangen bleiben, und nicht weiter kommen. Gesetzte Leute achten sie nicht; und, weil sie sich die Mühe nicht nehmen wollen dieselben abzuspinnen, oder aufzulösen, halten sie das schwache Geweb vors Licht, und zeigen uns nur, was es ist.

IX.

Wie man dem Gedächtnisse, dem eben itzt etwas entwischet ist, zu Hilf kann kommen.

Der heilige Basilius der Große saget, die Reisenden, so bald sie merken, daß sie unachtsam gewesen, und den rechten Pfad verloren haben, eilen sie ungesäumt auf eben dem

Abwege zurück: und gehen so lange, bis sie wieder auf den Ort kommen, wo sie davon abgewichen waren. Desgleichen Vortheils, setzet er hinzu, soll sich der bedienem, der im Reden, oder Sprechen von jehen, was er zu sagen hatte, abgeführt worden. Er wiederhole nur das Vorige; so erinnert er sich ohne Anstrengen, bey welchem Gegenstand er ausgeschweifet, und sich von einem andern, der entzwischen kam, hat hinreissen lassen.

X.

Reiche Leute, die viele Bücher kaufen, aber nicht lesen, oder verstehen, machen sich nur lächerlich.

Die Alten luden ihre schweren Bücher, die vor Erfindung des Papiers auf Pergament geschrieben wurden, den Eseln auf: und ein Esel, der so beladen war, wurde ein **Bücher-Esel**, oder gelehrter Esel Asinus litterarius genannt. Er hatte oft die schönsten Bücher; von denen er aber keinen Gebrauch machte: die auch für Niemand weniger, als für ihn vermeynet waren. Und so blieb er sammt allem dem Büchervorrath, mit dem er beladen war, dennoch ein Esel. Nicht

anders gehts jenen, die ungeachtet, daß sie nichts verstehen, und nichts gelernet haben, sich immer gute Schriftsteller anschaffen, und diese gleichsam zur Schau herumtragen. Sie bleiben Ignoranten; und die vernünftigen, die es sehen, müssen sich die Haut voll anlachen, daß sie so gelehrt thun, und vor andern, die sie nicht kennen, für Liebhaber der Litteratur passieren wollen. Für wen sind solche Schriften? Für die Motten. Die müssen sie fressen, weil der Besitzer sie nicht brauchen, und lesen kann; wie der heilige **Isidorus von Pelusium** scherzet.

XI.

Von den Lehrern, die andere zur Wahrheit, und Tugend führen, aber selbst davon abgehen.

Diese, sagen mehrere heilige Lehrer, sind gerade wie Kerzen; die, weil sie andern leuchten, sich selbst verzehren: oder wie Kehrbesen, welche die Zimmer, Gänge, und Gassen rein halten, sich aber nicht nur abnutzen, sondern voll Koth, und Unrath machen; auch zuletzt nichts anders zu gewarten ha-

haben, als daß man sie zu eben dem hinwirft, was sie weggekehrt hatten.

XII.
Darum aber ist ihre Lehre nicht zu verachten.

1. Nimmt man nicht auch von einem kranken Arzten Arzeneyen an? Oder kann die das nichts nutzen, was er selbst nicht brauchen will?

2. Wenn man wüßte, daß dort im Koth Gold läge; was würde man thun? Das Gold herausnehmen, und das Koth liegen lassen. Das ist wiederum eine Erinnerung von mehrern Kirchenvätern.

XIII.
Fromme Männer, die von schlüpfrigen Gegenständen zu schreiben haben, thun es ohne Gefahr.

Sie sind Kinder des Lichts: und das Licht, weil es die Stralen überall verbreitet, zeiget zwar was kothig ist: es berühret, tröck-

net

net und säubert dasselbe; doch nimmt es nichts von ihm an: es selber wird niemals fertig.

XIV.

Die Lobsprüche, die gewisse Authoren einander wechselweise ertheilen, machen sie noch verächtlicher, als sie sind.

Ein Esel, der gern vom andern Esel geschaben, und gerieben wäre, schabet, und reibt ihn zuvor. Dieser aber, obschon er ein Esel ist, versteht gar wohl, was er dadurch will: und daß eine Gefälligkeit die andere fodert. Weil er dann zu leben weiß, macht er sichs zur Pflicht, so bald er genug geschaben, und gerieben worden, seinen gefälligen Bruder entgegen zu schaben, und zu reiben.

Die gleiche Politik sehen wir heute bey den Schreiblingen; welche, so oft sie einen Amtsbruder anführen, oder zum Zeugen nehmen, es allemal mit Verbeugungen, et cum præfatione honoris thun. Es ist dabey nicht um das zu thun, ob es aus Ueberzeugung geschehe. Das geht alles durch beyderseitige

Gefälligkeiten, mutuis obsequiis. Und wer will ihnen diesen Liebsdienst, zur Last legen? Ich nicht; denn ich denke, da sie sonst Niemand rühmen will, seyen sie nicht nur berechtiget, sondern auch gezwungen, diesen Liebsdienst einander selbst zu erweisen. Sie sind auch dumm genug, daß sie glauben, wir andere merken es nicht; und dieß ist das Lustigste bey der Sache. Es machet uns noch ärger lachen, und erinnert uns allemal des artigen Thiers, von dem wir itzt geredet haben.

XV.

Von jungen Leuten, die den größten Schriftstellern, von denen sie ihr Lebtag zu lernen hätten, weil sie schon unter dem Boden sind, Hohn sprechen.

Junge Hündchen springen um einen todten Löwen herum: sie treiben ihren Spaß mit ihm: sie bellen ihn an: sie fodern ihn auf. Wenn sich aber durch einen Zufall das geringste an ihm bewegen sollte, wie würden sie ertattern, und sich davon machen! das stel-

let uns jene Stutzer vor, die itzt an den größten Männern, weil sie schon gestorben sind, zu Rittern werden wollen, ihre Werke heruntermachen, und sie nicht anders denn Pedanten, und Idioten behandeln. O wenn die noch lebeten! wenn die wieder aufstünden; ja wenn einer derselben, dem sie öfter so begegnet, nur im Traum dazwischen käme, und ihre Kritiken anhörete, Himmel! wie würden sie sich verkriechen, und sich selbst auf die Mäuler schlagen! Doch Geduld, solche Schriftsteller leben noch in ihren Schriften; und jene, welche sie zu schätzen, und zu brauchen wissen, sind mehr denn genug dem Publikum zu zeigen, daß jene Löwen waren, sie aber (man verzeihe mir den Ausdruck) junge Hunde sind.

XVI.

Von den Brochüren die itzt zum Vorschein kommen.

Die Erdschwämme wachsen über Nacht in grosser Anzahl; von denen aber ihrer Schädlichkeit wegen (denn viele sind sogar giftig) ein altes Sprichwort geht: **Der Beßte ist nicht nütz.** So ists auch mit den übereilten Büchelgen der Authoren nach der Mode. Sie können nicht gut seyn; weil alles, was die Vollkommenheit erreichet, nach und nach dazu gelangen muß.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

X IX 89

Weißenbach, Joseph Anton, 1734-1801

Sammlung auserlesener Gleichnisse aus den Kirchenvätern

Augsburg 1788

P.gr.c. 123 c
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10606835-1
VD18 14756323-001